

ARTUR C. ENGSTER MEIN JAHRHUNDERT

LEBEN EINE AUTOBIOGRAPHIE **1923**
DES 20. JAHRHUNDERTS **2006**

20. Jahrhundert

Weimarer Republik

Zwei Weltkriege
Diktatur

Nationalsozialismus
Holocaust
zerstörte Städte

Inflation

Wiederaufbau
Vollbeschäftigung


Wirtschaftswunder

Währungsreformen

Euro

5 Mio. Arbeitslose



Edition Zeitzeugen im
TIMON  VERLAG

Artur C. Engster, Stuttgarter, ein gewiefter Schwabe, schildert in seinem Buch »MEIN JAHRHUNDERT-Leben« als Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts alle Abschnitte seines Lebens, beginnend mit der Geburt im Zeitalter der Weimarer Republik, übergehend zum Großdeutschland Adolf Hitlers, Kriegsdienst in Rußland und Frankreich, Heimkehr als Krüppel, Aufbau einer Existenz aus dem Nichts durch optimistische Umsetzung von Ideen, die heute noch in seinem Betrieb existent sind.

Die Arbeitskraft der Menschen war das Kapital, das zum Wirtschaftswunder führte. ARTUR C. ENGSTERS Leben ist ein Beispiel dafür, wie man mit Einfallsreichtum, Kreativität und Beharrlichkeit neue Geschäftsideen verwirklichen kann.

Dieses Buch ist in der heutigen Zeit auch ein Wegweiser für arbeitslose Menschen. Junge Unternehmer mit Optimismus braucht das Land der Zukunft!

Weimarer Republik
Revolutionäres Zeitalter

Diktatur

zerstörte Städte

Holocaust
Nationalsozialismus

Inflation

Zwei Weltkriege

Wiederaufbau Wirtschaftswunder Vollbeschäftigung

ISBN 10: 3-938335-04-1
ISBN 13: 978-3-938335-04-8
www.timonverlag.de

Euro 5 Millionen Arbeitslosen

IMPRESSUM

Gestaltung und Herstellung: Timon Schlichenmaier

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: Schleipen, 90 gr/qm, 1,75 Vol.

Einbandmaterial: Surbalin

© 2006 bei TimonVerlag, Hamburg

Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte vorbehalten. www.timonverlag.de

1. Auflage, Juli 2006

ISBN 10:3-938335-04-1

ISBN 13: 978-3-938335-04-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

VORBEMERKUNG

MEIN JAHRHUNDERT-Leben will ich als Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts in meinem Buch, als authentische Erlebnisse in drei Epochen meines Lebens erzählen.

- I. Epoche: meine Jugendzeit
- II. Epoche: meine Leidenszeit
- III. Epoche: meine Aufbauzeit

Insgesamt ein unruhiger, bewegter Zeitabschnitt meines Lebens. Weitgehend wurde mein Schicksal in der Hitler-Diktatur befohlen und aufoktroziert.

In meiner Jugendzeit wurde die Dienstpflicht für die deutsche Jugend ab dem 10. Lebensjahr mit dem Namen «Hitler-Jugend» für Jungen und Mädchen in den Gliederungen Jungvolk, HJ, BDM eingeführt. Dem deutschen Volk wurde der Hitler-Gruss «Heil Hitler» verordnet und die Nationalhymne «Deutschland, Deutschland über alles» durfte nur mit dem anschliessenden Horst Wessel-Lied «die Fahne hoch» gesungen werden. Ab dem 18. Lebensjahr war jeder Deutsche Mann zum Wehrdienst verpflichtet.

Meine Leidenszeit (Krieg) begann für mich im Juli 1942. Was zunächst euphorisch für mich begann, wurde in Abstän-

den immer widersinniger, ja, ich sage chaotisch. Wenn ich in Russland und Frankreich nachts als Wachtposten Dienst tat, wurde mir in meinen Gedanken die Sinnlosigkeit des Krieges immer klarer. Fragen wie warum, weshalb, wieso stehe ich hier mit meinem Karabiner in der Hand, in einem fremden Land? Soll ich das Land erobern und auf fremde Menschen schießen? Die Statistik stellt fest, dass der Krieg 1939-1945 etwa 55 Millionen Tote verursacht hat. Hoffentlich haben diese Opfer die Menschheit geläutert und ein Fanal für die Zukunft gesetzt, dass das Wort Feind durch Freund und Nächstenliebe ersetzt wird.

Meine Existenz-Aufbauzeit begann, nach dem Krieg mit dem Ende der Diktatur, in der Demokratie, in der ich freiheitlich mein Schicksal selbst bestimmen durfte. Stuttgart lag in Schutt und Asche und der Aufbauwille der Menschen, neues Leben und eine neue Stadt zu schaffen, war so euphorisch, dass sich von Tag zu Tag das Bild veränderte. Die persönliche Arbeitskraft war das Kapital im Aufbau einer neuen Lebensqualität. Hier begann 1948 nach der Währungsreform der Weg zum so genannten Wirtschaftswunder. Es entstand eine Vollbeschäftigung durch Improvisation, neue Ideen, neue Erfindungen. Diese Entwicklungen bescherten uns in der Bundesrepublik Glück und Wohlstand, das Wirtschaftswunder.

Auf dem Höhepunkt des Wirtschaftswunders kam die Stunde der Forscher und Wissenschaftler. Sie schafften

durch neue Techniken, Erfindungen wie Computer, Roboter, etc. etc. die Eliminierung der menschlichen Arbeitskraft, die uns heute fünf Millionen Arbeitslose beschert und dadurch das Steueraufkommen des Staates reduzierte und das Sozialsystem brüchig machte.

Diese drei Epochen meines Lebens schildere ich nachstehend in meinem Buch.

VORWORT

Mit meinem Vorwort will ich den Lesern meines Buches das allgemeine Leben der Menschen schildern, beginnend in der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges 1914 bis 1918. Weitergehend in einer kurzfristigen Demokratie, der so genannten Weimarer Republik 1918 bis 1933. Übergehend in eine folgenschwere Diktatur 1933 bis 1945, der Nazizeit. Mein Vorwort beginnt also mit der Nachkriegszeit und endet mit der Vorkriegszeit. Was für eine geistlose Beschränktheit des menschlichen Verstandes.

Sehr ruhig und genügsam war das private Leben. Radio Stuttgart konnte man mit einem Detektorempfänger über Kopfhörer empfangen. Fahrräder waren im bergigen Betrieb von Stuttgart nur mit grösster Kraftanstrengung zu befahren, denn eine Gangschaltung gab es damals noch nicht. Überhaupt gab es noch nicht so viel Technik, so dass vieles mit Handarbeit erledigt werden musste. Im Haushalt arbeitete die Hausfrau, sie kochte, putzte, wusch, kurzum, sie war für alles zuständig. Die Schmutzwäsche kochte sie in der Waschküche im Waschkessel und anschliessend wurde die Nasswäsche in einer handbetriebenen Presse vom Wasser ausgedrückt. In der Küche gab es einen Spülstein mit einem Steintresen und an der Wand stand ein Küchenbuffet. In der Ecke befand sich ein

mit Kohle und Holz beheizter Herd, an dem ein Blechwasserbehälter zur Warmwasserbereitung angebracht war. In späteren Jahren wurde eine Hausgasversorgung eingerichtet, mit der man dann an vier Brennstellen kochen und braten konnte.

Ein weiterer Fortschritt war, als man durch die Hausgasversorgung die Warmwasserboiler nicht mehr mit Holz und Kohle, sondern mit Gas beheizen konnte. Die Steinfliesen am Fussboden der Küche wurden genau wie die Fliesen im Treppenhaus mit Fegsand gereinigt. Chemische Putzmittel gab es damals noch nicht. Die Veranda, die man von der Küche aus betreten konnte, wurde am Geländer mit Blumenkästen geschmückt, oder aber auch mit Strauchbohnen bepflanzt, die an einer Schnur bis zur Decke wachsen konnten und dadurch im Sommer als Sonnenschutz dienten. Man trank damals meistens Malzkaffee, der zusammen mit Zichorie im Kaffeehafen als Kaffee-Ersatz gekocht wurde. Bohnenkaffee wurde höchstens zu besonderen Anlässen getrunken. Zur Zubereitung verwendete man eine Kaffeebohnenmühle, die an der Wand in der Küche hing.

Essensreste und den Lebensmittelvorrat bewahrte man in der Speisekammer auf. Lebensmittel kaufte man beim Kolonialwarenhändler, Brot, Brötchen, Brezeln, Torten und Kuchen, etc., täglich frisch gebacken beim Bäcker. Wurst und Fleisch kaufte man beim Metzger, der im städtischen Schlachthof selbst schlachtete und in seinem Geschäft die Wurst selbst herstellte. All diese Geschäfte gab es in nächster

Nähe der Wohnung. Die Vielzahl dieser Geschäfte war ein grosser Vorteil für den Kunden, denn der wusste, wo er die frischesten Lebensmittel, Brot und Brötchen und die beste Wurst kaufen konnte. Die Geschmacksvielfalt war entscheidend.

Wollte man mit der Eisenbahn verreisen, musste man sich entscheiden, ob man eine Fahrkarte für das Fahren in der 1., 2. oder 3. Klasse kauft. Dieselbe Klassifizierung gab es auch bei den Bahnhofsgaststätten und Wartesälen. Die Züge wurden damals von einer Dampflokomotive gezogen. In Stuttgart musste sogar bei der Fahrt in den Schwarzwald – mit der Gäubahn –, bedingt durch die bergige Stuttgarter Lage, der Zug an der Spitze und am Ende mit je einer Dampflokomotive bestückt sein. In meinem Wohnhaus in der Lerchenstrasse 85 in Stuttgart-West, wohnten in den fünf Stockwerken zehn Mietparteien. In der einen Etage wohnte ein Oberstudienrat, sechs Parteien waren Bankbeamte und in einer Etage wohnte ein Amtmann mit seiner Familie. Die unteren Stockwerke waren belegt von dem Kolonialwarenhändler Erwin Klein. Er belegte zusätzlich noch drei Mansarden für Verkäuferinnen und Dienstmädchen. Eine Mansarde belegte das Dienstmädchen vom Amtmann Nestle und eine Mansarde wurde von mir belegt.

Beim Einkauf in den Ladengeschäften wurden die Frauen höflichkeitshalber vielfach mit dem Titel ihres Ehemannes angesprochen. Also Frau Amtmann Nestle, oder Frau Dr.

Steudel. Mit Beginn der Nazizeit wurde nur noch mit «Heil Hitler» begrüsst. Es gab damals zwar Vollbeschäftigung, allerdings verbunden mit einer militärischen Aufrüstung, die bereits nach 21 Jahren wieder zu einem Krieg, zur grössten Katastrophe unseres Landes führte.

I. EPOCHE: JUGENDZEIT

In meinem letzten Lebensabschnitt angekommen, möchte ich meine Lebensjahre symbolisch als «MEIN JAHRHUNDERT-Leben» in einer Autobiographie Revue passieren lassen. Jahrhundert-Leben deshalb, weil drei Epochen mein Leben mit allen **Hochs** und **Tiefs** bestimmt haben.

Schon mein Geburtsjahr war bemerkenswert, denn die Inflation machte meine Geburt am 11.8.1923 zu einem billionenschweren Ereignis – ich wurde als «Billionär» geboren. Als einziges Kind wuchs ich wohlbehütet im Hause meiner Eltern Eva und Valentin Engster in Stuttgart auf. Mit zirka drei Jahren kam ich in den katholischen Kindergarten von St. Elisabeth in der Schwabstrasse in Stuttgart-West. Dieser Kindergarten wurde von katholischen Ordensschwwestern betreut, die zu ihrer Ordenstracht eine weisse Haube mit langen weissen Flügeln aufhatten. Dort bekam ein Schreihals, wenn er zu laut war, ein Pflaster auf den Mund geklebt und musste sich so verziert in die Ecke stellen.

An Weihnachten wurde im Kindergarten ein ganz besonderes Fest gefeiert, es kam Sankt Nikolaus mit dem Knecht Ruprecht. Aus dem goldenen Buch lobte Sankt Nikolaus die artigen Kinder, während der Knecht Ruprecht den bösen Kindern mit der Rute drohte.



*Meine Eltern Eva und Valentin Engster
(Hochzeit 14.5.1921, Goldene Hochzeit 14.5.1971)*

Wir Kinder sangen Weihnachtslieder, beteten und sagten kleine Gedichte auf, und so wurden wir alle zum Schluss mit einer Tüte Gebäck belohnt.

Als ich sechs Jahre alt wurde, kam ich in die Volksschule, in die Schwabschule, die damals als reine Knaben- und katholische Konfessionsschule geführt wurde, während die nebenan liegende Bismarckschule eine evangelische Knabenschule war. Mein Klassenlehrer in meinem ersten Schuljahr war gleichzeitig Rektor der Schule. Rektor Haiber, damals schon ein älterer Herr. Weil er gleichzeitig zwei Funktionen ausüben hatte, Klassenlehrer und Rektor, war mein Klassenzimmer direkt gegenüber dem Rektorrat. Das Telefon des Rektors war durch eine Klingelleitung mit unserem Klassenzimmer verbunden. Es war sehr oft der Fall, dass während des Unterrichts die Klingel läutete und unser lieber Rektor Haiber ans Telefon musste. Er schimpfte dann auf dem ganzen Weg bis zum Rektorat mit folgenden Worten: «Heida bimbam, Donner und Doria, Salat uns Allimend, fixione, grandiona grandiona...!» Als Kind habe ich mir diesen «Fluch» so angewöhnt, dass er mich mein ganzes Leben begleitet hat.

Unser Klassenzimmer bestand aus zweisitzigen Bänken mit je einem Tintenfass. An der Stirnseite des Raumes befand sich an der Wand ein Kruzifix und darunter stand, neben der Wandtafel, der Lehrerkathedr. An der Seitenwand des Raumes war ein dunkelbraunes Blechgehäuse in Form eines Wasserbehälters mit einem Waschbecken angebaut. Dieser Was-

serbehälter musste immer mit Wasser gefüllt und das Waschbecken geleert und gereinigt sein. Hier konnten sich die Lehrer bei Bedarf die Finger waschen. Eine viereckige offene Holzkiste stand als Papierkorb am Boden. Die Lehrer beschrieben mit weisser Kreide die schwarze Wandtafel. Wir Schüler schrieben im ersten Schuljahr mit einem Griffel auf unserer Schiefertafel, die dann mit einem nassen Schwamm wieder gereinigt werden konnte. Wir hatten in der Grundschule die Lehrer Ackermann, Bosch und Rehn, die uns auch gelegentlich mit Tatzen mit einem Rohrstock auf die Hand bestrafte.

Im Alter von etwa sieben Jahren verordnete mir der Schularzt eine Kur. Ich kam in den Sommerferien ins Hallbergerhaus in Friedrichshafen. Diese Kurzeit habe ich in zwiespältiger Erinnerung. Der Bodensee war ein Erlebnis. Jedes Mal mussten wir uns nach einem Gewitter zu einem Spaziergang an der Uferpromenade aufstellen. Von hier aus hatte man dann eine klare Sicht über den See und sah auf der Schweizer Seite fast zum Greifen nah den Säntis. Ich bestaunte damals auch das von Dornier gebaute Grossflugboot DO-X, wie es auf dem Bodensee gelandet und gestartet ist. Auch erinnere ich mich, wie wir einen Ausflug zum Pfänder in Österreich machten. Wir fuhren mit dem Schiff nach Bregenz und von dort aus marschierten wir zu Fuss zum Pfänder hoch. Nach der halben Wegstrecke gab es unser Mittagmahl, einen Apfel und einen Kanten Brot. Der Kuraufenthalt war

sehr schön, doch mit dem Essen war ich nicht einig, denn es gab sehr oft Reisbrei. Es war Pflicht, den Teller leer zu essen, doch ich sass zum Schluss immer noch als Einziger am Tisch, denn Reisbrei mochte ich mein ganzes Leben nicht.

Während meiner Schulzeit in der Schwabschule hatte ich die Kommunionfeier in der Kirche St. Elisabeth. Unter dem damaligen Stadtpfarrer Monsignore Fleck wurde ich zum Ministranten angeworben. Damals wurden in St. Elisabeth sonntags von morgens 5 bis 11.30 Uhr Messen gelesen. Vielfach waren am Sonntag auch die Seitenaltäre von Geistlichen besetzt. Die Andacht wurde in lateinischer Liturgie gefeiert, so erinnere ich mich heute noch an das Staffolgebet *«Ad Deum qui Laetificat juventutem meam»*. Oftmals stapfte ich im Winter, wenn ich zur Frühmesse Dienst hatte, durch den tiefen Schnee die Schwabstrasse hinunter bis zur Elisabethenkirche.

In der vierten Klasse der Volksschule musste man sich Gedanken machen, in welche höhere Schule man gehen mochte. Die Mehrzahl meiner Freunde entschied sich für die Friedrich-Eugens-Oberrealschule. So meldeten mich meine Eltern ebenfalls für diese Schule an. Wenige Wochen später wurde dann der Termin zur Aufnahmeprüfung mitgeteilt. Gut auf die Prüfung vorbereitet, bestand ich sie und wurde zu Beginn des neuen Schuljahres in die Friedrich-Eugens-Oberrealschule aufgenommen.

Zu dieser Zeit trug man Schulmützen. In der ersten Klasse die Farbe Grün und am unteren Rand die Farben der entspre-

chenden Schule – die der Friedrich-Eugens-Oberrealschule waren schwarz-weiss. Die Schule war ein monumentales, ehrwürdiges Gebäude und befand sich Ecke Lange- und Hohe Strasse. Das Schulgebäude war ein Bau der Gründerzeit aus rötlichem Sandstein mit Ecktürmchen. Hatte man ihn betreten, so schritt man auf einer breit ausladenden, von eisernem Geländer gefassten Treppe empor.

Auf einen zehnjährigen Schulneuling wirkte diese Architektur imponierend, beim ersten Mal sogar einschüchternd. Das war wohl auch beabsichtigt: die höhere Schule verstand sich damals noch als etwas Besonderes, für eine kleine Min-



| Friedrich-Eugens-Oberrealschule |

derheit eines Jahrgangs.

Etwa ein Drittel unserer Klasse hatte bereits im Elternhaus eine psychologische Barriere übersteigen müssen, als es zur Aufnahmeprüfung ging. Es standen für den angehenden Studiosus lange Jahre anfallender Kosten für Schulgeld, Schulbücher etc. bevor.

Also viele Jahre, die man den Eltern auf der Tasche liegen würde.

Bei den meisten von uns lohnte sich das Opfer, sofern er den Krieg überlebte. Wir mussten leider den Tod vieler Klassenkameraden beklagen, wo es dann im Nachruf in der Traueranzeige hiess: «er starb den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland».

Dieses Buch widme ich vor allem meinen ehemaligen Schulkameraden und Freunden zur Erinnerung an eine schöne Jugendzeit und an die wertvollen Freundschaften, die ich, trotz aller Widrigkeiten, in den vergangenen 60 Jahren erhalten habe, sowie der nicht mehr unter uns weilenden Klassenkameraden und Freunden. Wir werden unsere Gefallenen und Verstorbenen nie vergessen!

Ein spektakuläres Ereignis erlebte ich in meiner Kindheit, im Jahre 1931, als unmittelbar vor Weihnachten im «Alten Schloss» in Stuttgart ein Grossbrand ausbrach. Die Feuerwehr war im Grosseinsatz, doch bei dem klirrend eisigen Winter damals gefror das Spritzwasser zu Eiszapfen, die ein schaurig bizarres Bild boten. Wir eilten alle nach Schulschluss zu der Brandstelle, um uns dieses schreckliche Schauspiel anzusehen.

Hinter unserer Friedrich-Eugens-Oberrealschule war ein kleiner Schulgarten, der an das Grundstück der jüdischen Gemeinde-Synagoge angrenzte. Unsere Schulklasse war in den Konfessionen gemischt. Der Konfessionsunterschied spielte keine Rolle, und zum Religionsunterricht wurden wir getrennt, die einen gingen zum evangelischen Pastor, die anderen zum katholischen Pfarrer und zu den Juden kam der Rab-

biner. Dieses friedliche Miteinander wurde dann in den Jahren 1937/1938 zerstört, als dann unsere jüdischen Schulkameraden in Abständen die Schule verliessen. Einmal fehlten die Zwillinge Sontheimer, dann Stern, Gattmann, Freudenberg etc., nacheinander. Man spürte damals, dass was in der Luft liegt. Bis plötzlich in der Nacht vom 9. auf 10.11.1938 in der «Reichskristallnacht» die Synagoge lichterloh brannte.

Die Synagoge befand sich direkt hinter unserer Schule und die Berufsfeuerwehr, unter Leitung von Branddirektor Bender, durfte sie nicht löschen. Bender war der Vater eines Mitschülers unserer Schule.

Schon am Vormittag auf dem Weg zur Schule sah ich, wie im Kaffee Haymann die Scheiben eingeschlagen waren und die Kuchen und Backwaren auf der Strasse lagen. Um die Ecke war ein kleines Schreibwarengeschäft, wir kauften dort teilweise unsere Schreibutensilien. Dieses Geschäft gehörte einer älteren Dame, Frau Blutharsch. Auch hier waren die Scheiben eingeschlagen und die Ware lag auf der Strasse.

Noch schlimmer war es in der Innenstadt. Bei der Firma Glas & Wels lag alles Glas, Porzellan, Geschirr zertrümmert auf der Strasse. Es war ein Tohuwabohu in der Innenstadt. Uniformierte SA-Leute, Hitlers Paradesoldaten, die den Terror entfacht hatten, untersagten jede Hilfeleistung für die beschädigten Geschäfte und Menschen. Wir in unserer Schulklasse machten uns Gedanken und fanden alles unerhört, wie

mit diesen Menschen umgegangen wurde. Wir hatten ein sehr gutes Verhältnis zu unseren jüdischen Mitschülern. Sie waren in unserer Klasse nie ausgegrenzt.

An ein anderes Beispiel der SA-Truppen erinnere ich mich noch sehr genau. Es wurde in der Schule ein Vortrag von einem Professor Nerz angekündigt, mit dem Inhalt «Der volkstumszersetzende Rhythmus des Jazz». Der Vortrag fand im Saal des oberen Museums statt. Wir, die Schüler von der Friedrich-Eugens-Oberrealschule und des Dillmann- und Eberhard-Ludwig-Gymnasiums, trafen uns an diesem Abend im oberen Museum.

Professor Nerz führte uns unter anderem den Donau-Walzer verjazzt als Beispiel vor. Diese Beispiele waren niemandem bekannt, so dass wir dies mit Buhrufen quittierten. Als dann noch unsere Freunde vom Dillmann-Gymnasium mit Jazzbesen selbst den uns gewohnten Rhythmus kreierten, war dies Alarm für die SA-Truppen, die als Schläger im Tumult den Saal räumten.

An meine Schulzeit in der Friedrich-Eugens-Oberrealschule erinnere ich mich sehr gerne. Wir hatten eine sehr gute Klassenkameradschaft und wurden, sofern die Veranlagung vorhanden war, in einen Schulchor oder ein Schulorchester integriert. Unser Chor war bekannt und so wurden wir zu Radioaufnahmen engagiert. Im Waisenhaus am Charlottenplatz in Stuttgart sangen wir live im Rundfunk. Es waren Mikrofone aufgebaut und wenn das rote Licht aufleuchtete, begann

die Sendung. Unser Musiklehrer trug einen berühmten Namen, Richard Wagner, so dass er schon des Namens wegen für Musik prädestiniert war.

Im Jahre 1936 wurde dann vom Chor eine Auslese getroffen für die Uraufführung der Oper «Das Wunder» in der Stuttgarter Staatsoper. Wir mussten einzeln vorsingen und der Staatskapellmeister Winkler von der Staatsoper traf die Auswahl. So wurde ich zusammen mit neun weiteren Schulkameraden und Mädchen vom Mädchengymnasium für die Oper ausgewählt. Hier entstand das Bild, das im Almanach des Württembergischen Staatstheaters Stuttgart am 1. Dezember 1936 veröffentlicht wurde. Es zeigt mich, wie ich meine Hand an den Arm von Kammersänger Heinrich Allmeroth auflege.

Die Oper wurde damals über 25 Mal aufgeführt und wir erhielten für jede Probe eine Reichsmark und für jede Aufführung zwei Reichsmark. Ich war damals richtig stolz, als Dreizehnjähriger auf einer Opernbühne auftreten zu dürfen, wobei ich noch bemerken möchte, dass dies kein Kurzauftritt war, wir spielten während der ganzen Aufführung auf der Bühne mit. Zu unserer Gesangsausbildung hatten wir die gesamte Opernpartitur. In dieser Zeit engagierte ich mich im Schulorchester mit meinem Violinspiel und im Schulchor der Friedrich-Eugens-Oberrealschule als Sänger. Im Gesangsverein meines Vaters wurde jedes Jahr zum Stiftungsfest Theater gespielt. Es wurde ein Kinder- und ein Erwachsenenstück

Das Programm

Blätter der Württembergischen Staatstheater Stuttgart

1. Dezember 1936

Nummer 7



Georg Schmückle
„Das Wunder“
Heinrich Allmeroth

Mein Operndebut

aufgeführt. So kam es, dass ich einmal an einem Tag an drei Theaterstücken beteiligt war. Einmal als Sänger in der Staatsoper, mit dem Weihnachtsstück «Die Schneekönigin», dann spielte ich die Hauptrolle «Das tapfere Peterle» im Verein meines Vaters und abends im Erwachsenenstück spielte ich den Sohn einer darstellenden Familie.

Durch den Kriegsbeginn wurden die kriegstauglichen Lehrer zum Militärdienst einberufen und viele ältere Herren wieder zum Schuldienst reaktiviert. So wurden wir teilweise von Gymnasialprofessoren unterrichtet, die mitunter seltsame Eigenheiten hatten. Im Französischunterricht hatten wir einen Dr. Häussler. Als ein Schulkamerad von mir ihn einmal als «Herrn Häussler» ansprach, gab er ihm mürrisch zur Antwort: «Merken Sie es sich, so wahr es einen Dr. Göbbels gibt, gibt es auch einen Dr. Häussler!»

In Latein hatten wir Dr. Leins. Er fragte mal meinen Schulkameraden Jens, was sein Vater von Beruf sei, er antwortete «Fotograf, Herr Doktor». Jetzt kam unser Dr. Leins in Fahrt und erwiderte: «Was, Dein Vater ist Künstler? Kerle geh' heim und werd' auch Künstler!»

Ach, es gebe noch viele Episoden zu erzählen. So erlebte ich bei unserem Biologielehrer, Dr. Fischer, Folgendes. Er hatte mich im Unterricht aufgerufen und ich hatte das nicht gehört. Er kam zu mir an meine Sitzbank und sah, dass ich eine Brille aufhatte. «Ach, seit wann tragen Sie eine Brille?»

fragte er. «Seit heute Morgen», war meine Antwort. Mitleidvoll erklärte er mir, dass eine Brille am ersten Tag den Träger müde und schläfrig mache, dafür habe er volles Verständnis. Ich solle dem Unterricht folgen, so gut es mir möglich sei.

In Chemie hatten wir einen ganz raffinierten Lehrer, Dr. Waetzig. Der Chemiesaal war wie ein Universitätsaal stufenförmig eingerichtet. Bei einer Klausur stellte er die Fenster leicht geöffnet so ein, dass er mit dem Rücken zur Klasse als Spiegelbild den gesamten Hörsaal überblicken konnte. So waren wir oftmals überrascht, wenn er dann einem Prüfling die Arbeit wegnahm und ihn disqualifizierte, weil er ihn beim Abschreiben vom Spickzettel erwischt hatte.

Eine ganz besondere Erinnerung habe ich an ein Aufsatzthema im Deutschunterricht, das uns wenige Tage vor der Einberufung zum Militärdienst gestellt wurde: «Es ist der Rede Dreierlei, ein Licht, ein Schwert, ein Arznei.» An dieses Thema musste ich im Krieg oftmals denken. Das Licht fand ich nicht, weder in Russland noch in Frankreich, dagegen das Schwert, das spürte ich am eigenen Körper, und die Arznei war nach meinen Kriegsverwundungen in Russland und Frankreich eine Lebensnotwendigkeit. Welch thematische Vorsehung!

Wir waren damals als Jugendliche noch unbekümmert. Wir spielten Fussball auf der Schwabstrasse und hatten erfinderische

sche Ideen, denn wir bauten uns eine eigene Telefonanlage. Dazu benötigten wir die Papprolle vom Klopapier, eine Saublase vom Metzger Schultheiss und einen starken Zwimfaden als Telefonleitung. Da wir im Westen Stuttgarts in vornehmen Patrizierhäusern aufgewachsen waren, hatte jeder meiner Freunde sein eigenes Appartement in Form einer Mansarde unter dem Dach seines Wohnhauses. So verlegten wir unsere Telefonleitung von der Lerchenstrasse 85 über die städtischen Stromleitungen hinweg zur Schwabstrasse zu meinem Freund Hans und von dort wieder hinüber zum Butzi (Heinz) und dann wieder über die Strasse zum Horst. Ich bin heute noch stolz auf diese Meisterleistung.

Wir waren aber auch an anderen Dingen interessiert. So besichtigten wir einmal das christliche Verlagshaus Ecke Schwab- und Senefelderstrasse. Wir fragten den Oberlektor, ob wir den Verlag besichtigen dürften. Der wusste sofort, dass wir die Fussballspieler von der Schwabstrasse waren und zeigte uns bereitwillig seinen Betrieb. Im Westen von Stuttgart war immer etwas los.

Das Dreieck Schwab-Senefelder-Lerchen-Strasse war am Nachmittag die Übungsrennstrecke damals berühmter Radrennfahrer wie Steinhilb, Renz, Keilbach und Weischledel. Als dann der Autoverkehr auf der Schwabstrasse zunahm und die Polizei uns immer öfter verfolgte, gingen wir auf den Jahnplatz oben im Kräherwald und spielten Fussball in der Vereinsmannschaft vom MTV.

Von Haus zu Haus verständigten wir uns durch einen speziellen Pfiff. Wir nahmen als Vorlage den Schlager «In Mexiko da küsst man und gleich darauf da schießt man, in Mexiko, in Mexiko, da ist das Leben einfach so». Diese Melodie pfiff ich oft im Krieg, auch einsam für mich, in Russland und Frankreich.

Unsere Wohngegend im Westen war eine Oase. Man kannte sich mit Namen, egal ob er nebenan oder gegenüber wohnte, man begegnete sich beim Milchholen, bei der Frau Hanselmann, wo man die Milch mit der eigenen Milchkanne abholte. Sie bekam das von der Bierbrauerei hergestellte Stangeneis mit dem Brauereipferdefuhrwagen zusammen mit dem Bier zugeführt. Damit konnte sie den Inhalt ihrer Kühltruhe kühlen.

Wenn meine Mutter zum Wochenende einen Kuchen machte, trug ich den Kuchen zum Backen um die Ecke zum Bäcker Richter. Das Backen des Kuchens kostete damals 10 Pfennige. Eine Brezel, ein Milch- oder Tafelbrötchen beim Bäcker 4 Pfennige.

Die Ecke Lerchenstrasse 85 und Schwabstrasse war gewissermassen die Stadtgrenze, denn von hier aus, in Richtung Klopstockstrasse, gab es kaum Wohnhäuser. An diesem Berghang waren meistens Gärten bis hoch zum Kräherwald. Wir konnten von unserer Wohnung bis hoch zur Doggenburg Nilis Tierpark sehen.

Die Wohnungen waren damals mit einer Speisekammer ausgestattet, die immer indirekt abgeschirmt zum Treppen-

haus lag, denn das war der kühlsste Ort, um Speisen einige Tage zu lagern. Zu jeder Wohnung gehörte auch ein Kohle- und Vorratskeller. Die Kohlen wurden vom Kohlenhändler in Säcken geliefert und von ihm in den Keller getragen. In Vorratskeller lagerte man zwei bis drei Zentner Kartoffeln, je nach Grösse des Haushalts, Apfel, Wein, Einmachgläser mit Marmelade (auf Schwäbisch «Gsälz») etc.

Ausserdem befand sich im Kellergeschoss eine Waschküche mit einem holz- und kohlebeheizten Waschkessel. In einem Kalender musste man eintragen, zu welcher Zeit man sich seinen Washtag wünschte. Im Hof konnte man die Wäsche zum Trocknen aufhängen, oder bei Regen auf dem Trockenboden unter dem Dach. Auch eine Teppichklopfstange befand sich im Hof, dort klopfen die Hausbewohner ihre Teppiche aus. So wie die Waschzeiten war auch die Kehrwoche geregelt. Das Schild «Kehrwoche» wurde Woche für Woche an den Nächsten weitergereicht und an dessen Türe aufgehängt. Dies war besonders im Winter wichtig, wegen Schneeschippen. Es war bei uns im Haus alles geregelt. Es gab nie Streit, alle zehn Mietparteien waren sich distanziert freundschaftlich und hilfsbereit verbunden.

Um unseren Drei-Personen-Haushalt war meine Mutter immer bemüht. Sie sammelte im Herbst Eier, die sie in einem Steinhafen-Steintopf einkalkte, so dass wir auch im Winter handgeschabte Spätzle essen konnten (damals waren Hühner

noch nicht zum Winter-Eierlegen gezüchtet). Durch die Kohlenofenheizung gab es im Winter oft Bratäpfel, die auf der Ofenablage gebraten wurden. Trotz Doppelfenster bildeten sich bei einem strengen Winter Eisblumen am Fenster.

Das Leben in Stuttgart war gemütlich, man hatte Zeit, keine Hektik. Man erledigte seine Geschäfte zu Fuss, mit dem Fahrrad oder weitere Wege mit der Strassenbahn.

Selbst das Strassenbahnfahren war ein Vergnügen. Der Fahrer des Zuges hatte eine Bimmel, mit der er sich während der Fahrt oder beim Anfahren bemerkbar machte. In der Mitte des Wagens sass ein Schaffner, der die Fahrkarten verkaufte. Ein Kinderfahrtschein kostete damals 10 Pfennige.

Die Linie 6 war eine Rundfahrtstrassenbahn. Sie fuhr Rosenbergplatz, Schwabstrasse, durch den Schwabtunnel, Schreiberstrasse, Tübinger Strasse, Königstrasse, Hauptbahnhof, Hegelplatz, Rosenbergstrasse und wieder zurück zum Rosenbergplatz.

Mit Pferdegespannen fuhren die Filderbauern vor und verkauften Fegsand oder ihre Filderkrautköpfe und Kartoffeln. Tagsüber waren die Hofsänger als Musikanten unterwegs und erbaten für ihren Gesang ein Almosen. Abends kam fast täglich der Senior vom Café Stöckle Ecke Lerchen- und Johannesstrasse mit seinem Handwagen vorbei, wo er die Ernte aus seinem Garten in der Klopstockstrasse nach Hause

fuhr. In der Abenddämmerung kam der Gaslaternenanzünder, der mit seiner Gasanzünderstange die Laternen anzündete. Jetzt war es Zeit für uns Jugendliche, nach Hause zu gehen.

Wenn man mit der Eisenbahn verreisen wollte, ging man im Hauptbahnhof mit der Fahrkarte zum entsprechenden Bahnsteig. Hier befand sich am Eingang ein kleines Häuschen, in dem ein Bahnbeamter sass, der die Fahrkarte kontrollierte. War eine Begleitperson mit dabei, so musste diese eine Bahnsteigkarte für 10 Pfennige lösen, um den Bahnsteig betreten zu dürfen. Für Ordnung und Sauberkeit in der Bahnhofshalle waren Spucknapfe aufgestellt, denn Spucken auf den Boden war verboten. Eine Hin- und Rückfahrkarte z.B. nach Bruchsal-Rheinsheim kostete damals 4,10 RM.

Mein Vater war selbstständiger Handwerksmeister. Er betrieb eine Massschneiderei. Wenn ein Kunde etwas anfertigen liess, musste ich die von meinem Vater angegebenen Kundenmasse ins Massbuch notieren. Die Kunden waren meist Ärzte, Architekten, Rechtsanwälte, Unternehmer oder dergleichen. War das gewünschte Kleidungsstück nach zirka zwei bis drei Anproben fertig, so musste ich es in vielen Fällen dem Kunden nach Hause bringen. In einem speziellen Karton verpackt, trug ich es wie eine Torte, meinen Arm unter einem Lederriemen, waagrecht zum Kunden. Ich erinnere mich, wie die Gattin des Sanitätsrats Dr. Sippel mir mehrmals ihre Reise mit dem Orientexpress von Paris nach Budapest

schilderte, oder wie die Ritterrüstungen im Hauseingang vor der grossen Freitreppe im Haus von Dr. Steudel klirrten. Ein besonders guter Kunde war Dr. Horn von der Johannesstrasse 50. Er kam mitunter zur Anprobe hoch zu Ross. Er band sein Pferd am Hoftor unseres Hauses an.

Es war schön, im Stuttgarter Westen zu wohnen, denn ab der Schwabstrasse gab es in Richtung Kräherwald fast nur Gärten. Im Winter waren wir oft oben im Kräherwald, entweder auf der Schlittenbahn, die von der Doggenburg bis ins Feuerbachtal führte, oder zum Schlittschuhlaufen auf den Tennisplätzen der Doggenburg. Die Tennisplätze wurden mit Wasser bespritzt und so entstand eine Eisbahn. Abends spielte dann auf einer Holzbühne eine Blasmusikkapelle, die von einem «Kanonenofen» erwärmt wurde. Durch die bengalische Beleuchtung der Bühne war die Eisbahn am Abend eine besondere Attraktion. Es gäbe noch viel zu erzählen aus unserer westlichen Stuttgarter Familiengemeinschaft.

Bald mussten wir dann in der Hitlerjugend das Marschieren und Grüssen (Heil Hitler) lernen. Uns wurden Befehle erteilt, die wir zu befolgen hatten. Doch selbst am Staatsjugendtag (jeden Samstag) schwänzten meine Freunde und ich oft, denn wir fuhren viel lieber mit unseren Fahrrädern nach Oberlenningen in die Jugendherberge zu Mutter Bareiss.

Diese Jugendherberge war die beste aller Herbergen weit und breit. Wir hatten dort ein Freibad, einen Sportplatz und eine Turnhalle und eine super Herbergsmutter. Die Türme unserer Marmeladebrote zum Frühstück sehe ich noch heute vor mir. Wir konnten uns dort bei Regen und Sonne, sei es beim Sautänkelespiel in der Turnhalle, oder beim Klettern am Wiedenstein- oder Konradfelsen austoben.

Mein Fahrrad, Marke «Schladiz-Alpina», war damals mein Fortbewegungsmittel. Ich fuhr mit dem Rad zur Schule, in den Schwarzwald, an den Rhein und an den Bodensee.

Im Sommer in den grossen Schulferien war ich fast regelmässig in Rheinsheim. In einem biederem Bauernhaus in der Pfalzgasse lebten meine Grosseltern väterlicherseits, mein Onkel Karl und meine alleinstehende Tante Frieda, sie war Witwe, mit ihren drei Mädels Mathilde, Elise und Auguste. Es war ein einfaches aber fröhliches Dasein, dieses Leben während der Erntezeit.

Brot backte meine Grossmutter selbst. Bevor sie das Brot in den Backofen schob, prüfte sie vorher die Hitze im Ofen durch einen dünnen Teig, wir nannten ihn Salzkuchen. Er war sehr knusprig und für uns eine Delikatesse. Der Backofen war in der Ecke der Küche unterhalb der Decke.

Wasser holte man aus einer Zisterne, die an der Grenze des Hofes zum Nachbarn war und von beiden benutzt wurde.

Im Stall hatten meine Grosseltern ein Rind, eine Kuh, zwei Schweine und etwa ein Dutzend Hühner.

Mein Grossvater war Schreinermeister und betätigte die Landwirtschaft nur nebenher. Die Milch stellte meine Tante Frieda, die sie täglich bei der Kuh gemolken hatte, in einen Eimer in der Küche ab. Später schöpfte sie von oben den Rahm ab und gab diesen in ein Butterfass, wo sie dann unter ständiger Handbetätigung, von oben nach unten, ihre eigene Butter herstellte.

Mein Grossvater hatte auch einen kleinen Weinberg, wo er sich seinen Hauswein erzeugte. Da aber die Trauben aus amerikanischen Reben stammten, mussten diese Reben, nach einer Verordnung von Hitler, vernichtet werden und den Hastrunk gab es nicht mehr.

Wenn wir von der Feldarbeit nach Hause kamen, wurde ich zum Metzger in der Krone geschickt und kaufte dort ein Viertel (125 g) Leber- und Griebenwurst und brachte gegebenenfalls von der Emma Brecht noch einen Hering aus ihrem Fischfass mit. In der Zwischenzeit machte meine Cousine Gustel einen Zwiebel-Rettich- oder Tomatensalat. Das war das Vesper für acht Personen.

In der Regel erlebte ich meinen Geburtstag am 11. August in den grossen Ferien in Rheinsheim. Meine Cousinen und ich erwarteten an diesem Tag das Geburtstagspaket von meiner Mutter. Wir teilten dann die Schokolade und Süssigkeiten in vier Teile.

Nach der Ernte wurde eine Sau geschlachtet und der

Hausmetzger kam ins Haus. Das Schlachtfest war ein freudiges Ereignis. Der Metzger beauftragte mich, mit einer Schubkarre zu seiner Frau zu fahren, um die «Schwartenmagenpresse», den «Bratwursthobel» und anderes Werkzeug zu holen. Ich fuhr los und mein Schubkarren wurde dort dann mit vollen Säcken beladen. Nach meiner Rückkehr gab es ein mords Hallo und ich durfte den Schrott aus den Säcken ausschütten.

Abends setzte man sich auf die Staffel vor dem Haus und zündete einen Heuhaufen an, der recht viel Rauch entwickelte. In den Sommermonaten war Rheinsheim ein Schnakenest. Man kann sich das heute kaum vorstellen, in welchem Ausmass diese Schnaken auftraten. Man kannte damals keine Fliegengitter. Man hatte einzig und allein Fliegenfän-



Alte Fähre bei Rheinsheim

ger, die mit einer Klebemasse bestrichen waren und an der Decke in den Räumen aufgehängt wurden. Erst später kaufte meine Mutter eine Flitspritze, mit der wir dann abends die Schlafzimmer ausspritzten. Ein Teilerfolg war dadurch erzielt, aber an den Geruch, oder besser Gestank, musste man sich erst gewöhnen.

Die Pfalzgasse 1, das «Dreimädelhaus» meiner Cousinen Matthilde, Elise und Gustel, war ein fröhliches, gesang-freudiges Haus. In meinen Schulferien war ich meist zur Erntezeit in Rheinsheim. Ein besonderes Erlebnis war, wenn wir mit der Fähre über den Rhein zur Insel Grün fuhren.

Dort hatten meine Grosseltern einige Acker. Wenn unser Fuhrwerk beladen war, wurde der Wiesbaum über die beladene Ernte gespannt und Gustel und ich sassen oben auf dem Wiesbaum. Auf der Fahrt streifte unser Wagen die Äste der am Strassenrand stehenden Obstbäume. So hatten wir beide oft viele Äpfel, Birnen oder Zwetschgen noch zusätzlich für uns geerntet.

In der Pfalzgasse i wurde viel gefeiert. Wenn mein Vater dabei war, wurde immer gesungen. Mit der Stimmgabel gab er den Ton an und dann waren wir alle ein lustiger gemischter Chor. Meine Cousine Gustel hatte eine Stimme wie eine Nachtigall. Sie wurde oft als Solistin bei Hochzeiten etc. engagiert. Während des Krieges leitete sie den Kirchenchor. In dieser Zeit entstand eine freundschaftliche Verbindung zum Pfarrer Oskar Frey. Entweder kam er zu uns ins Haus, oder

wir feierten bei ihm im Pfarrhaus mit Messwein und Schwarzwälder Speck.

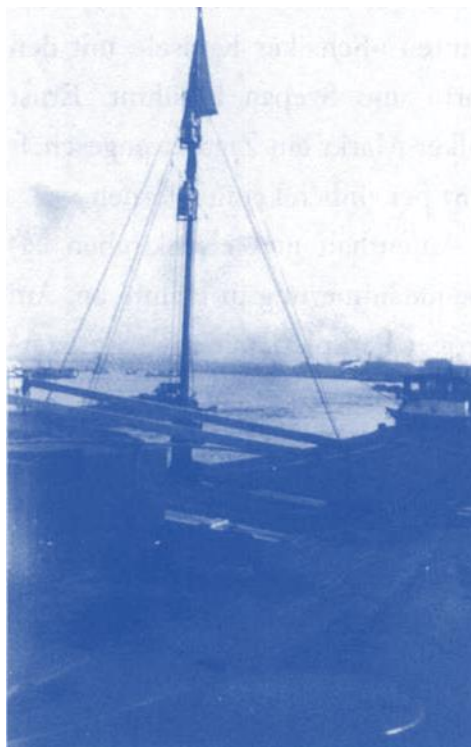
Bei einer Hochzeit im Hause Engster-Rau wurde im Hof der Kessel angeheizt und es gab ein mehrgängiges Menü. Nach einer viel gerühmten Markklösschen-Griessklösschen-Suppe folgte ein Tafelspitz mit Meerrettichsosse, als Hauptgericht verschiedene Braten, Spätzle, Nudeln, Kartoffeln, diverses Gemüse und Salate und anschliessend als Nachtisch eingemachtes Obst und Sahnemeringe, und Kuchen in allen Variationen.

Nach der kirchlichen Trauung versammelten sich die Kinder des Dorfes, denen man von der Haustreppe aus Brezeln zuwarf. Man verstand in Rheinsheim Feste zu feiern. Ich fühlte mich dort immer sehr wohl, man kannte die Dorfbewohner und die örtlichen Ereignisse. Denn Verordnungen, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle etc. wurden durch den Dorfbüttel mit der Handglocke ausgeschellt.

Im Jahre 1938 machte ich meinem Freund Erich Schwarz den Vorschlag, mit unseren Fahrrädern nach Hamburg zu fahren. Ich befestigte an meinem Fahrrad, hinten am Gepäckträger, ein Nummernschild mit dem Autokennzeichen III A – für Stuttgart. Damals waren die Autokennzeichen I A – Berlin und II A – München. Die Hansestädte haben heute noch die Kennzeichen wie vor dem Krieg. HH – Hamburg, HB – Bremen, HL – Lübeck.

Die erste Etappe führte uns zunächst nach Rheinsheim. Damals wurde abends ab 22 Uhr der Schiffsverkehr auf dem Rhein bis 6 Uhr morgens eingestellt. Germersheim war mit Rheinsheim durch eine Pontonbrücke verbunden, die ab 22 Uhr nicht mehr für Schiffe geöffnet wurde. Wir fuhren abends nach Sondernheim, die letzte Schiffsanlegestelle stromabwärts vor der Pontonbrücke, und hatten am dritten Tag Glück. Ein französischer Lastkahn mit dem Namen Mazagan hatte angelegt.

Wir fragten den Schiffsführer, ob er uns am nächsten Tag mitnehmen könnte. Er sagte uns zu, wenn wir morgens späte-



Mazagan, unser

französischer Lastkahn

stens 5.30 Uhr da wären. Das war für uns eine Selbstverständlichkeit, so dass wir als Passagiere eine eineinhalbtägige Schifffahrt nach Duisburg mitmachen durften. Wir übernachteten auf dem Schiff in Köln, dann ging es am nächsten Tag weiter bis Duisburg-Ruhrort. Von dort aus fuhren wir mit dem Fahrrad durchs Ruhrgebiet. Damals waren noch alle Hochöfen in Betrieb, was wir beim Naseputzen merkten, unser Taschentuch war russschwarz.

Unser Weg führte nach Gelsenkirchen zum Schalcker Markt 9, dort war der Fussballklub Schalke 04 zu Hause. Wir durften dort die Trophäen des Vereins besichtigen. Schalke 04 als Fussballklub war damals durch den von ihnen gespielten sogenannten «Schalcker Kreisel» mit den Nationalspielern Kuzorra und Szepan berühmt. Ernst Kuzorra hatte am Schalcker Markt ein Zigarettengeschäft und wir konnten ihn dort persönlich kennenlernen.

Durch den langen Aufenthalt in Gelsenkirchen kamen wir erst in der Abenddämmerung in Hamm an. Am Ortsausgang war ein grosser Parkplatz mit einer Raststätte für Fernfahrer. Wir erkannten sofort den Lastzug mit dem Hamburger Kennzeichen HH. Ich sagte zu meinem Freund: «Komm, wir gehen in die Raststätte.»

In der Ecke hinten am Tisch sassen zwei Männer und tranken Kaffee. Mein Spürsinn zog mich an diesen Tisch. Wir kamen ins Gespräch und der eine Mann fragte uns, wo wir herkämen. Ich erklärte ihm, dass wir mit dem Fahrrad von Stuttgart nach Hamburg unterwegs seien. Nach einiger Zeit



Ernst Kuzorra (r.), Fussballnationalspieler, Schalke 04

sagte der eine zu seinem Kollegen: «Wollen wir die Jungs mitnehmen?» Jetzt war für mich alles klar. Das waren die Fahrer des Hamburger Lastzugs! Sie erklärten uns, wir sollten mit unseren Rädern bis zur Tankstelle vorfahren und dann packten sie unsere Räder in den Anhänger. Gesagt getan, schon sassen wir im Führerhaus des Lastzuges neben dem Fahrer. Sein Kollege hatte sich hinter uns in der Schlafkabine hingelegt.

Am anderen Tag waren wir morgens gegen 7 Uhr in Hamburg-Harburg. Wir verliessen mit viel Dank den Lastzug und erfrischten uns zunächst an der Elbe.

Nun fuhren wir schnurstracks zu der von uns vorgesehenen Jugendherberge «Hein Godewind». Diese Herberge lag als Schiff im Hamburger Hafen. Doch leider war diese Unterkunft vollständig besetzt. Mir fiel ein, dass mein Vater einen Kriegskameraden vom I. Weltkrieg hatte, der in Hamburg-Barmbek wohnte. Er hiess Ignaz Hiemer und hatte eine Schuhreparatur.

«Komm» sagte ich zu meinem Freund, «da fahren wir jetzt hin». Dort angekommen bestellte ich zunächst Herrn Hiemer die besten Grüsse von meinem Vater. Nachdem ich dann von unserem Reinformit mit der Jugendherberge erzählt hatte, war sofort die Antwort: «Jungs bleibt hier, ich mach euch das Nachtlager von Granada». Seine Ehefrau Grete war ebenfalls sofort einverstanden und wir durften im Wohnzimmer auf dem Boden schlafen und mit einem Kopfkissen und einer Decke waren wir bestens versorgt.

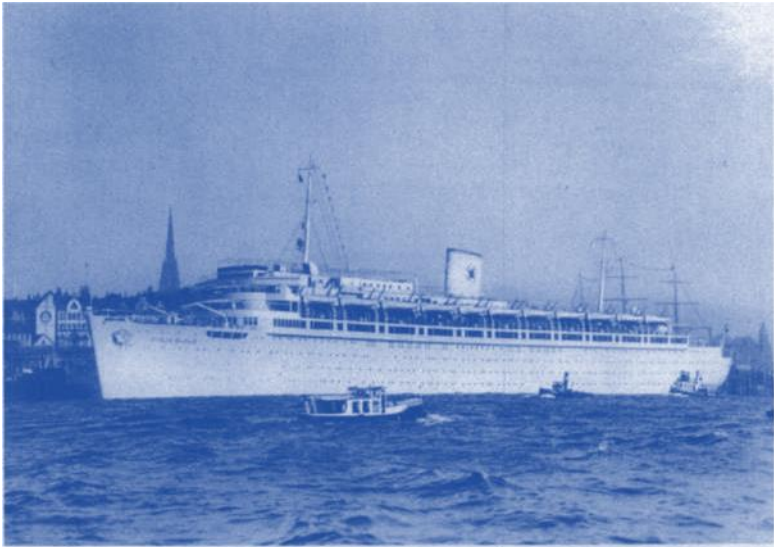
Jeden Morgen bekamen wir ein fürstliches Frühstück und den ganzen Tag waren wir bis abends unterwegs.

Wir fuhren zum ersten Mal Rolltreppe im Kaufhaus Karstadt, wir sahen zum ersten Mal «Neger», wir kauften zum ersten Mal «Rundstücke» statt Brötchen, vier Stück gab es für einen Groschen (10 Pfennige), wir assen zum ersten Mal Krabben. Für uns war alles neu, Hamburg war «das Tor zur Welt».



Unser Hamburger Quartier bei J. Hiemer

Die grossen Schiffe, die im Hafen zum Be- und Entladen lagen, oder in der Werft, begeisterten uns. Wir hatten auch Glück, dass gerade der Ozeandampfer «Wilhelm Gustloff», ein so genanntes «Kraft durch Freude»-Schiff, im Hamburger Hafen ankam und wir es besichtigen durften. Wir machten eine Hafentrundfahrt, fuhren mit der Alster-Strassenbahn vom Jungfernstieg um die Binnen- und Aussenalster. Wir gingen auf die Reeperbahn, allerdings am Mittag. Wir besichtigten mit Herrn Hiemer die grösste Kegelsporthalle Europas am Millerntor. Wir waren acht Tage in Hamburg. Für uns war es damals das grösste Erlebnis unseres Lebens.



Die Wilhelm Gustloff im Hamburger Hafen

Nun war es Zeit, wieder aufzubrechen zu einem neuen Ziel. Wir fuhren nach Hitzacker, dort lebte meine Cousine Elise verheiratet mit ihrem Mann Willi Zimmermann, der dort an einer Baustelle beschäftigt war. Beide kamen von Rheinsheim nach Hitzacker, waren also dort auch fremd. Doch sie hatten eine Wohnung mit einem grossen Garten direkt an einem kleinen Fluss, mit Namen Jeetzell. Es war herrliches Wetter und wir konnten uns im Garten und in der Umgebung aufhalten.

Willi war Motorradfahrer und lud mich ein, am Sonntag mit ihm auf dem Soziussitz nach Wismar zu fahren. Wir machten Halt in Schwerin, einer Stadt, die sich als Stadt der



Postkarte von Herrn Hiemer an mich in damaliger deutscher Schrift. (Porto 6 Pfennig, Briefmarke mit dem Abbild von Reichspräsident von Hindenburg)

Wälder und Seen auszeichnete. Wir waren von dieser Stadt so beeindruckt, dass wir die Weiterfahrt nach Wismar nicht fortsetzten. In Hitzacker lernte ich auch den Freund von Willy kennen, Paul Konrad, er war mit ihm zusammen auf der Baustelle tätig. Wir waren einige Tage in Hitzacker und fuhren dann mit unseren Fahrrädern weiter durch die Lüneburger Heide.

Wir pflückten Heidekraut und dekorierten damit unsere Räder vorne an der Lenkstange. Oft wurden wir angesprochen, ob wir wirklich aus Stuttgart kämen. Und so geschah es, dass wir öfters zu einem Vesper eingeladen wurden. Einmal nahm uns ein Mann in seine Sodawasserfabrik mit und spendierte uns Getränke in allen Farben, rot, gelb, blau etc., das war damals das alkoholfreie Wassergetränk schlechthin.

Wir hatten bei unserer Fahrt gen Süden plötzlich starken Gegenwind. Wir kamen in der Jugendherberge in Göttingen an und lernten dort einige Ferientouristen aus Finnland kennen, die zu Fuss unterwegs waren. Als die uns dann erzählten, dass sie in zwei bis drei Tagen in Rom sein wollten, sagte ich zu meinem Freund: «Wenn wir morgen wieder so einen Gegenwind haben wie heute, dann gehen wir auch zu Fuss».

So war es dann auch. Wir schickten unsere Fahrräder mit der Eisenbahn nach Mainz. Wir organisierten einen kräftigen Prügel und hängten dann unseren Tornister und unsere Fahr-

radtaschen daran. Bald kam ein Auto, das auf unser Winken anhielt und uns bis nach Frankfurt mitnahm.

Nach einer Übernachtung in der Jugendherberge fuhren wir dann das letzte Stück Weg mit dem Personenzug nach Mainz. Dort angekommen, waren unsere Räder noch gar nicht da. In der Stadt wollten wir nicht bleiben und fuhren dann mit dem Passagierschiff nach Rüdesheim. Dort befand sich eine wunderschön gelegene Jugendherberge am Hang in der Nähe vom Niederwalddenkmal. Hier blieben wir zwei Tage. Dann fuhren wir mit dem Schiff wieder zurück nach Mainz. Von hier aus traten wir unsere letzten Etappen nach Rheinsheim und von dort, am nächsten Tag, nach Stuttgart an.

Mein Freund Erich und ich schmiedeten schon wieder neue Pläne für 1939. Wir wollten, wieder mit dem Fahrrad, durch Frankreich nach England fahren. Doch es kam alles anders. Nach den Schulferien 1938 begann ein ganz anderes Leben. In der Schule durften wir keine fremdländischen Worte mehr benutzen, alles musste man in deutsch benennen, zum Beispiel Trottoir = Gehweg, vis-à-vis = gegenüber, portemonnaie = Geldbeutel, etc. Hitler strebte damals die Autarkie Deutschlands an, wir sollten also in der Lage sein, alle lebenswichtigen Wirtschaftsmittel, Nahrungsmittel, Rohstoffe, Kraftquellen selbst zu erzeugen und zu besitzen und dadurch vom Ausland unabhängig sein.

Wir mussten in den Schulferien zum Ernteeinsatz auf einem Bauernhof arbeiten. Mein Onkel Ruppert leitete die Zollaufsichtsstelle in Furtwangen. Er vermittelte mich zum «Kilpen-Bur», einem Bauernhof, der im Tal zwischen Furtwangen und Gütenbach lag. Als ich morgens mit meinem Fahrrad dort ankam, ging es sofort raus aufs Feld. Ich bekam einen Rechen in die Hand gedrückt und durfte das Heu zusammenrechen.

Zum Mittagessen fuhren wir Knechte und Mägde mit dem beladenen Heuwagen zum Bauernhof zurück. In der grossen Stube befand sich in der Ecke der «Herrgottswinkel». In der Mitte der Stube stand ein langer Tisch mit einer braunen Tischplatte.

Der Bauer stellte sich vor das Kruzifix zum Gebet und wir standen alle hinter ihm. Anschliessend durften wir an dem Tisch Platz nehmen. Jetzt erst bemerkte ich, dass die Tischplatte vor jedem Platz eine Vertiefung hatte. Alle Knechte und Mägde hatten ein Essbesteck in der Tasche und nahmen mit der Hand das warme Rauchfleisch, das der Bauer verteilte, in Empfang und legten es in die Vertiefung der Tischplatte vor ihrem Platz.

In die Mitte des Tisches wurde eine Schüssel Kartoffeln, Kraut und Salat aufgestellt, von der sich jeder selbst bedienen konnte. Als Gast erhielt ich dann einen Blechteller. Nach dem Essen wurde die Tischplatte mit einem nassen Lappen abgewischt und es ging wieder zur Arbeit.

Der Kilpenhof zählte damals noch zu den alten Bauern-

höfen, die keinen Kamin auf dem Dach hatten. Das Rauchfleisch hing an den Balken in der Küche. Die Balken waren rauch- und russgeschwärzt. Aber dieser geräucherte Speck und Schinken wäre heute eine besondere Delikatesse. Später erhielten diese alten Bauernhöfe dann die Auflage, einen Kamin einbauen zu lassen. Mein Ernteeinsatz im Schwarzwald war ein unvergessliches Erlebnis.

1938 und 1939 waren die Jahre, in denen Adolf Hitler sein Grossdeutschland schuf. Wir mussten bald täglich die Landkarte verändern, um die Ländernamen zu streichen, die plötzlich über Nacht deutsch wurden.

Hitler und sein Propagandaminister Goebbels verstanden es, mit Rhetorik ihre fanatische Ideologie über unsere «Feinde» unters Volk zu bringen. Frankreich wurde als unser Erzfeind präsentiert, dadurch wurde der Bau des Westwalls gerechtfertigt. Der Rhein war zwar die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, aber auf beiden Seiten entstand ein Befestigungssystem durch Bunkerbauten. In Frankreich die Maginotlinie und in Deutschland der Westwall.

Hitler, Mussolini (Italien), Chamberlain (England) und Daladier (Frankreich) kamen nach München und unterzeichneten am 29./30.9.1938 das Münchner Abkommen. Am 23.8.1939 kam Molotow von Russland nach Deutschland und unterzeichnete mit dem deutschen Aussenminister Ribbentrop einen Nichtangriffspakt.

Damals war bei uns Jungen die Euphorie so gross, dass wir schon sangen «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt». Dass all diese Vorkommnisse der Ursprung der grössten Katastrophe Deutschlands waren, ahnten wir Jungen nicht.

Im Sommer 1939 wurde in Stuttgart die erste deutsche Reichsgartenschau auf dem Killesberg eröffnet. Ganz Stuttgart war auf den Beinen, als am Abend das Luftschiff «Graf Zeppelin» das Gartenschaugelände mit Scheinwerferbeleuchtung überflog und später die Einweihung mit einem Feuerwerk gefeiert wurde. Die gesamte Bevölkerung war in friedlicher Begeisterung.

Doch als am 1.9.1939 Hitler Polen den Krieg erklärte, schlug die Stimmung um. Mein Vater sagte, dass das nicht gut gehen könne. Auch die kriegerischen Anfangserfolge in Polen, Russland, Frankreich und in Afrika konnten ihn nicht umstimmen. Er wurde zum SHD-Luftschutzdienst eingezogen (SHD = «Sicherheits- und Hilfsdienst»).

Uns Schülern wurden 1939 die Schulferien verlängert und es gab dann auch noch «Kohleferien». Ich wollte etwas tun. So ging ich gut gekleidet, wie es sich für einen Schneidersohn gehörte, zur Württembergischen Bank in Stuttgart in der Friedrichstrasse und erlaubte mir die Anfrage, ob ich während meiner Ferienzeit hier arbeiten dürfe. Mein Wunsch überraschte den zuständigen Direktor. Er erklärte mir, dass es nicht so einfach sei, weil ich ja noch minderjährig wäre.

Wenn, dann müsste ich das Einverständnis meiner Eltern beibringen. Ich sagte ihm zu.

Irgendwie war ich ihm doch sympathisch und er diktierte seiner Sekretärin ein Schreiben, das ich unterschrieben von meinem Vater bringen sollte. Am nächsten Tag war ich in der Bank mit dem unterschriebenen Schreiben wieder zur Stelle ich durfte meine Tätigkeit in der Registratur beginnen. Nach acht Tagen durfte ich hinter dem Bankschalter dem Kassierer das Geld für die entsprechenden Auszahlungen vorzählen. Nachdem meine Tauglichkeit anscheinend geprüft war, wurde ich zu einer nützlicheren Arbeit in die Wechselabteilung versetzt und durfte Wechsel diskontieren nach der Berechnungsformel:

$$Z = \frac{K \times P \times T}{100 \times 360}$$

Z = Zins, K = Kapital, P = Prozentsatz, T = Tage

Meine Berechnungen rechnete mein Arbeitskollege nach und der dritte Mann, unser Chef, zeichnete ab. In dieser Wechselabteilung gab es eine Rechenmaschine, eine längliche Walze, die mit einer Handkurbel, wie bei einem Leierkasten, gedreht wurde, ob Addition oder Subtraktion gewünscht war. Diese Maschine entsprach damals dem neuesten Stand der Technik. Nach Beendigung meiner Ferienzeit bekam ich für die sechswöchige Arbeit 25 RM ausbezahlt, auf die ich richtig stolz war.

Nach der mittleren Reife, der Obersekundarstufe an der

Friedrich-Eugens-Oberrealschule, wechselte ich die Schule und ging in die Wirtschaftsoberschule, weil mich Wirtschaft, Handel und Wandel mehr interessierte. Die politische Lage wurde immer kritischer und wir Schüler mussten vorzeitig mit dem Abiturreifevermerk zum Militär-Kriegsdienst einrücken.

Mein Freund Eberhard (Ebse) erhielt zur gleichen Zeit wie ich den Einberufungsbefehl zum Militärdienst. Unser gemeinsamer Freund, Hans Schmückle, zwei Jahre jünger als wir, hatte bereits seine berufliche Karriere mit der gehobenen Beamtenlaufbahn bei der Deutschen Reichspost begonnen. Er war im Postamt in Besigheim tätig.

Hans erklärte uns: «Ich organisiere für Euch eine Abschiedsfeier». So kam es dann wenige Tage vor unserer Einberufung zum Kriegsdienst, am 23. Juli 1942, zu einer Feier in einem Gasthof in Walheim. Hans organisierte über seine Briefträger Eier und Schinken, so dass uns der Wirt in Walheim ein fürstliches Essen zubereiten konnte. Selbstverständlich wollten wir diese denkwürdige Abschiedsfeier im Bild festhalten. Wir machten Fotoaufnahmen mit Blitzlicht, durch anzünden von Magnesiumpulver, welches wir in einer kleinen Folie mit Zündschnur an eine an einem Kleiderständer angebundene Schnur aufgehängt hatten. Nach der Aufnahme waren wir so geblendet, dass wir erst später durch Rauch bemerkten, dass die Schnur durchgebrannt war und ein Loch in das Sonntagsjackett eines unserer Eier- und Schinkenspenders gebrannt hatte.

Wir glichen den Schaden durch Kunststopfen gemeinsam aus und ich erinnere mich, dass ich meinen Anteil von meinem ersten Sold als Soldat bezahlte.

Diese feuchtfröhliche Abschiedsfeier war der Abschied unserer frohen, unbeschwerten Jugendzeit, aber gleichzeitig auch der Beginn einer fürchterlichen, grausamen Zukunft.

So endete meine Jugendzeit am 23.7.1942 mit der Einberufung zum Militär.

II. EPOCHE: LEIDENSZEIT

Als ich mich am 23.7.1942 morgens um 9 Uhr in der Liederhalle in Stuttgart zum Dienstantritt meldete, war meine Stimmung zunächst euphorisch, denn der tägliche Trott der Schule war nun zu Ende und neue Erlebnisse standen bevor.

Nachdem alle Personalien festgestellt waren, bekam ich den Namen «Rekrut» und marschierte mit den ebenfalls neu zum Wehrdienst Einberufenen mit dem Köfferchen in der Hand zum Hauptbahnhof in Stuttgart. Von hier aus ging es dann mit der Eisenbahn nach Karlsruhe.

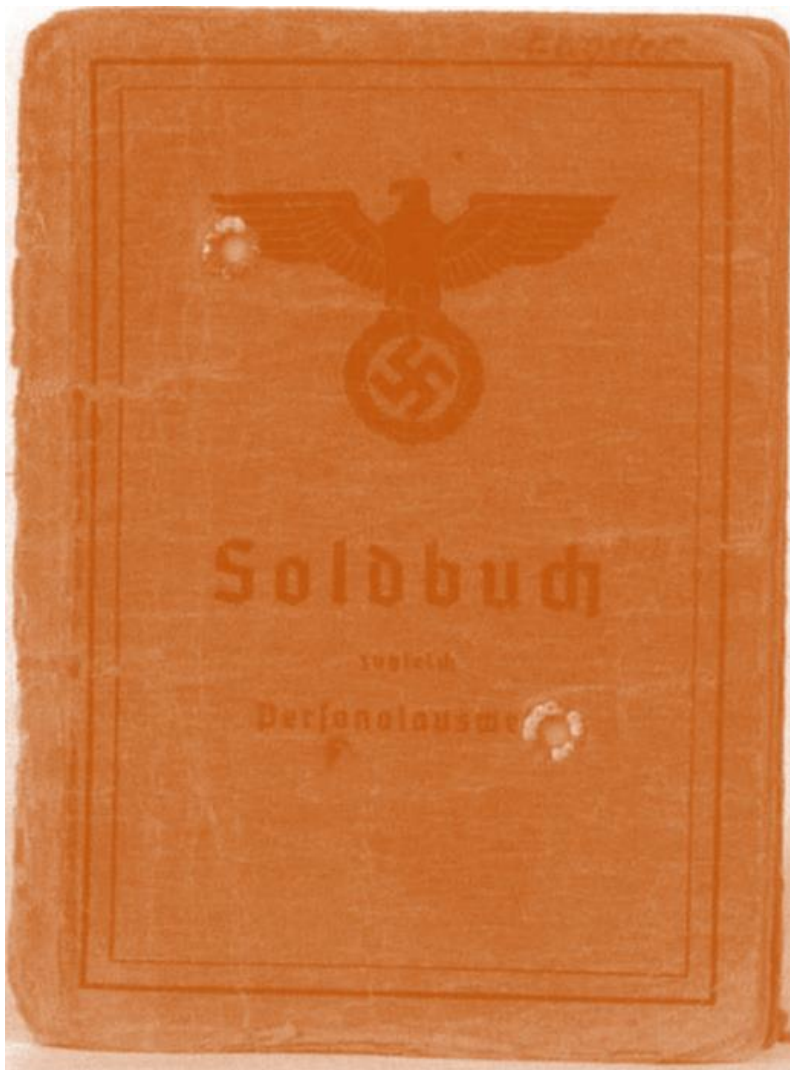
Ich wurde dort dem 3. Infanterie-Ersatz-Bataillon 390 in der Forstner-Kaserne zugeteilt. Bereits nach zwei Tagen teilte mich der Unteroffizier zum Telefondienst am Sonntag in der Schreibstube ein. Man meinte, als Schüler müsste ich ein Telefon bedienen können.

Bereits eine Woche später mussten wir Rekruten zum Schiessstand. Nach kurzer Belehrung schoss ich zum ersten Mal in meinem Leben auf eine Zielscheibe. Es war sicherlich Glück, dass ich bei drei Schüssen 33 Ringe erzielte. Als ich dann auch noch den soldatischen Gruss kapierte, durfte ich bereits nach 14 Tagen mit meinen Eltern in Karlsruhe durch die Kaiserstrasse spazieren.

Nach vier Wochen Aufenthalt in der Forstner-Kaserne, die ganz idyllisch im Wald versteckt war, begann der Abmarsch zum Hauptbahnhof in Karlsruhe. Vereinzelt beka-



Als Gefreiter im Lazarett Witzenhausen



Mein Soldbuch

men wir Blumen von der Bevölkerung. Mit einem Personenzug wurden wir durch Frankreich bis hoch zur Atlantikküste in der Bretagne transportiert. In Lagnenolé angekommen, wurde ich mit vier Mann der 5. Kompanie im Regiment 682 in St.-Pol-de-Léon zugeteilt. Da ich bereits in Karlsruhe eine Silberlitze an der Schulterklappe meiner Uniform angeheftet bekam, war ich sofort der Ansprechpartner des dortigen Kompaniechefs Oberleutnant Sonntag. Erst hier wurde mir bekannt, dass die Silberlitze bedeutete, dass ich als Abiturient R.O.B. (Reserve-Offiziers-Bewerber) bin. Diese Kennzeichnung war mir unbekannt und ich wurde auch nie gefragt, ob ich Reserve-Offizier werden will.

Wir waren in St.-Pol-de-Léon in einer klosterähnlichen Anlage untergebracht. Unser Kompaniechef war gleichzeitig Ortskommandant. Er musste beaufsichtigen, dass die nächtlichen Sperrstunden von der Zivilbevölkerung eingehalten wurden und die direkt am Meer eingerichteten Widerstandsnester besetzt waren. Die direkt am Meer liegenden, von uns ausgebauten Felsen, die Widerstandsnester, waren als Wachtposten am Atlantik Richtung England gedacht.

Wir fünf Rekruten wurden eingewiesen und fanden unser Domizil in einem Saal in der ersten Etage, wo etwa 100 Personen ihre Schlafstätte hatten. Die Fenster waren im romanischen Baustil und nur vereinzelt im oberen Fensterteil zu öff-

nen. Da sich die Toilette unten im Hof befand, war die Hygiene der Raumluft ein besonderes Problem. Wir hatten nämlich ein paar Genossen, die ihre Notdurft in eine Flasche abfiüllten. Da ging mir ein Licht auf! Mit was für Menschen war ich hier zusammen geraten? Ich erkannte sehr bald, dass ich hier ein Einzelgänger war, der ein anderes Menschenbild hatte.

Weitere Erfahrungen sammelte ich bei den Unteroffizieren. Der Kompaniechef, Oberleutnant Sonntag, war Berufssoldat und ein Besessener der deutschen Wehrmacht. Er liess einen grossen Sandkasten bauen und führte mit den Unteroffizieren anschauliche Gefechtsübungen durch. Anschliessend mussten die Unteroffiziere die theoretischen Übungen in schriftlicher Form dem Chef wiedergeben. Ich musste bei mehreren die Schriftsätze korrigieren. So hielt sich meine Rekrutenausbildung mit dem sinnlosen Üben von Nahkämpfen mit Hüftschuss, Schnellschuss und aufgepflanztem Seitengewehr als Bajonett im Nahkampf mit Hurra-Gebrüll in Grenzen.

Ich staunte immer mehr und erkannte, dass es scheinbar viel dümmere Menschen gibt als ich selbst es war. Dieses Erkenntnis gewann ich nicht nur allein durch das manchmal unglaubliche Verhalten der Unteroffiziere, sondern auch durch folgendes Erlebnis: Ein Kamerad kam zu mir und bat mich, ihm den Brief seiner Ehefrau vorzulesen. In der Unterhaltung bemerkte ich dann, dass er weder lesen noch schreiben konnte.

Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich erfuhr, dass es in Deutschland Analphabeten gab.

Allerdings musste ich auch mein Lehrgeld bezahlen, denn als ich dann einem Widerstandsnest zugewiesen wurde, passierte Folgendes: Der Stützpunkt war während dieser Zeit sehr schlecht besetzt und wir mussten in zweistündigen Intervallen Posten beziehen. Ich hatte in dieser Nacht von 0 bis 2 Uhr Dienst. Es war ein Unwetter, es stürmte, regnete und die Gischt peitschte, die Wellen schwappten über die Felsen. Hinter der Felsbrüstung standen in ungefähr einem Meter Abstand die überdachten Munitionskisten. Ich dachte mir, ob ich jetzt vorne an der Brüstung stehe, oder hinten etwas geschützt auf einer Munitionskiste sitze, ändert eigentlich nichts an meiner Sichtweite. Doch das Unheil, das daraus entstand, bedachte ich nicht.

Bei einem Kontrollgang wurde ich in sitzender Position ertappt. Der Kontrolleur machte sofort Meldung, die noch in derselben Nacht dem Kompaniechef übermittelt wurde. Ich erhielt den Befehl, mich morgens um 9 Uhr zum Rapport beim Chef zu melden.

Pünktlich wie befohlen meldete ich mich mit dem Stahlhelm auf, entsprechend den militärischen Vorschriften, zum Rapport. Auf dem Weg zur Kompanie hatte ich genügend Zeit, mir eine Ausrede zu überlegen. So erklärte ich meinem Kompaniechef in strammer Haltung, dass ich sehr starke Magenschmerzen bekommen hätte und deshalb versuchte, mir

etwas Erleichterung zu verschaffen. Ich wollte nicht um Ablösung bitten, da wir ohnehin sehr schwach mit Personal besetzt gewesen wären. Er war sichtlich gerührt und bestrafte mich nur mit 14 Tagen Stubenarrest. Wie ich später erfuhr, war der Postenkontrolleur ein degradiertes Unteroffizier, der einem ROB den Marsch blasen wollte.

Das Verhältnis meines Kompaniechefs zu mir verbesserte sich durch meine ständige Anwesenheit im Hauptsitz der Kompanie. So wurde ich desöfteren mit dem Fahrrad als Ordonnanz zum Bataillon eingesetzt. Auf dem Weg dorthin musste ich einmal dringend pinkeln. An der Landstrasse sah ich eine kleine Bar, ging mit einem freundlichen Gruss in das Lokal und fragte sehr höflich mit meinem Französisch nach der Toilette. Die Dame führte mich an ein Waschbecken. Ich bemerkte, dass mein Französisch wohl nicht sonderlich perfekt war, denn das, was ich suchte, hiess auf französisch «Cabinets».

Übrigens waren die Klosetts in Frankreich sehr unterschiedlich. In öffentlichen Klosetts, und auch teilweise in Kneipen, verrichtete man seine grössere Notdurft im Stehen. Hinter einer Türe waren am Boden zwei Trittstufen und an der Wand zwei Haltegriffe angebracht und darunter ein Loch.

Eines Tages kam mein Kompaniechef zu mir und sagte: «Sie sprechen doch bestimmt französisch, wenn Sie mit dem Abitur von der Schule kommen». Ich fragte ihn, was er für ei-

nen Wunsch hätte. «Besorgen Sie mir einen Lastwagen mit Holzgasantrieb!», war seine Antwort. Ich hatte keine Ahnung, wie dieser Lkw auf französisch hiess. Aber mein Dictionnaire half mir und ich besorgte einen «Camion-de-Charbon de Gazogène». Von der Stunde an war ich der Dolmetscher der Kompanie. Anerkannt bei den Unteroffizieren als Recht Schreibkorrektor und beim Chef als Dolmetscher, hatte ich nun einige Freiheiten als Rekrut erworben.

So bat mich ein Unteroffizier, ich solle im Ort in die Café-Pâtisserie gehen und einer Jeanette ausrichten, er käme später und sie solle ihm was aufheben. Was sie ihm aufheben sollte verriet er mir nicht. Da ich neugierig war, setzte ich mich zunächst an einen Tisch und beobachtete, wie Jeanette verschiedentlich Sahnemeringen servierte. Als sie zu mir an den Tisch kam, bestellte ich ebenfalls eine Sahnemeringe und erst dann richtete ich den Wunsch meines Unteroffiziers aus. In diesem Café gab es jeden Dienstag Sahnemeringen und ich wurde Stammgast.

Meine Rekrutenzeit in St.-Pol-de-Léon war an sich für mich eine angenehme Zeit. Mein Unteroffizier Heimer holte mich immer, wenn er zur Nachtstreife eingeteilt war. Zu zweit kontrollierten wir, dass die Sperrstunde eingehalten wurde. Aber die Bevölkerung von St.-Pol-de-Léon war sehr fügsam, so dass wir nie Schwierigkeiten hatten.

Ganz im Gegenteil, wir verbrachten in der Küche eines Lokals zusammen mit ein paar französischen Freunden gemüde Stunden bei Wein und Vesper. Anschliessend brachten wir unsere Freunde nach Hause. Es war ein friedliches Dasein. Doch leider mussten wir nach einigen Wochen Abschied nehmen, denn das unbesetzte Frankreich der so genannten Vichy-Regierung von Marschall Pétain wurde im Sommer 1942 durch den Einmarsch deutscher Truppen besetzt. Wir marschierten nach Rennes und wurden von dort mit dem Personenzug nach Marseille transportiert.

Wir bezogen Quartier zum Übernachten in einer leeren Lagerhalle, um uns dann am nächsten Tag in einem Vorort von Marseille zu stationieren, verteilt auf einzelne kleine Sommerhäuschen, mitten in den Weinbergen. Sonnige Tage an der «Côte d'Azur» zu erleben, war fast ein Vergnügen. Unser Kompaniechef befasste sich allerdings auch in dieser idyllischen Gegend mit der Kriegsstrategie.

Eines Tages hatte er die Idee, ich solle ihm einen Aufsatz schreiben, mit dem Thema «der Sinn des Krieges». Nun, was ich dachte und fühlte konnte ich ja nicht schreiben. Aber das Schicksal half mir. Ich musste Post holen und siehe da, für einen meiner Kameraden war eine Zeitung, «Das schwarze Korps», mit dabei. Diese Zeitung war als SS-Zeitung bekannt. Ich unterschlug sie und studierte heimlich den Text. Hier stand es schwarz auf weiss: «Der Sinn des Krieges». Meinen

Aufsatz gab ich dann als Plagiat ab und die Zeitung verbrannte ich anschliessend. Ob ich seine Kriegsbegeisterung damit gefördert hatte, sagte er nicht.

Einige Wochen vor Weihnachten 1942 bezogen wir dann ein Quartier in einem grossen Saalbau in Marseille. Mein Kompaniechef erteilte mir einige Aufträge, die ich als «französischer Dolmetscher» mit meinem Dictionaire in der Innenstadt von Marseille, in der Hauptgeschäftstrasse «La Canebière», an mehreren Tagen mittags erledigen musste. Abends wäre eine solche Erledigung alleine sehr gefährlich gewesen.

Unser Aufenthalt im Süden Frankreichs war fast eine Erholung, doch man spürte es irgendwie, dass was in der Luft lag. Wenige Tage vor Weihnachten ordnete unser Unteroffizier an, dass die Truppe am nächsten Tag geschlossen zum Baden zu gehen hatte. Nach dem Bad ging es geschlossen ins Bordell. Als wir dort ankamen, war vor dem Haus eine Ansammlung von 100 bis 200 Landsern. Ich hatte keine Ahnung, was jetzt geschehen sollte.

Die Abfertigung erfolgte immer in Gruppen von 40 Mann, so dass es gar nicht solange ging, bis man in das Haus Einlass fand. Unten an der Treppe stand eine ältere Frau, die Puffmutter, und rief pausenlos «Schaufick-Attraktion oben». Wir gingen die Treppe hoch und kamen in einen Raum, der dicht gedrängt von Soldaten besetzt war. Vorne an einem Tisch machten sich zwei Prostituierte zur Vorführung bereit,

die eine spielte den Mann und die andere die Frau. Es war ekelhaft, dies anzusehen, in der stickigen Luft, die im Raum herrschte. Mir wurde übel und ich suchte den Ausgang.

Nun kam Weihnachten. Am Heiligenabend 1942 bekam ich von meinem Chef den Befehl, mit einem «Camion-de-Charbon de Gazogène» zum Bataillon nach Le Lecques zu fahren, um Verpflegung zu holen. Es war eine schöne Fahrt, bei herrlichem Sonnenschein am Mittelmeer entlang zu diesem Bade- und Kurort.

Der Lastwagen wurde voll beladen, mit Kartons, die alle mit Cognac und Champagnerflaschen gefüllt waren. Der Lkw war überladen, so dass es zum Fiasko kam. Die Fahrt am Ufer entlang war kein Problem, aber den steilen Berg nach oben schaffte mein Lkw bei aller Mühe nicht. Mittlerweile war es bereits 15 Uhr geworden, und ich suchte Hilfe in einem kleinen Ort, wo ich den Bürgermeister im Rathaus aufsuchte.

Er machte ein finsternes Gesicht, aber es nutzte alles nichts, ich brauchte einen Abschleppwagen, der uns den Berg hochschleppte. Es wurde nach 20 Uhr, als wir endlich im Quartier in Marseille ankamen. Mit vereinten Kräften war der Wagen schnell entladen und die Weihnachtsfeier konnte beginnen. Die Feier selbst möchte ich nicht schildern, vor allem das Ende nicht. Wir hatten alle zu viel getrunken und sanken mehr oder weniger schlaftrunken auf unsere Strohsäcke nieder. Es war ja auch kein Wunder, denn wir wussten, dass wir

am zweiten Weihnachtsfeiertag nach Russland verladen werden sollten.

In der Bucht Morgiou ruhten wir uns bei über 30° C Wärme am ersten Feiertag aus und badeten ausgiebig.

Wir wurden am zweiten Feiertag in Güterwaggons geladen, die wir mit Stroh als Ruhestätte füllten, und zum Erwärmen stand mitten im Waggon ein Kanonenofen mit etwas Heizmaterial, Holz und Kohle. Es herrschte sehr gedrückte Stimmung, denn wir alle ahnten schreckliches. Tag und Nacht im Güterwaggon Richtung Russland. Im Süden Sonne, fast Sommer, und jetzt erlebten wir unterwegs den Winter. Auf der Fahrt durchs Riesengebirge war es kalt und es lag Schnee. Wir froren ziemlich in unseren Sommeruniformen.

Eines Morgens zwischen 4 und 5 Uhr stand einer meiner Kameraden in der einen Spalt geöffneten Waggontüre. Ich stellte mich hinter seinen Rücken und er sagte: «Jetzt kommen wir an meinem Heimatort Altchemnitz vorbei». Im Mondschein zeigte er mir sein Wohnhaus, das Fenster von seinem Schlafzimmer, in dem er seine Frau gedanklich im Bett liegen sah. Ich fühlte mit ihm und kann bis heute dieses Bild nicht vergessen.

Ein andermal pinkelte ein Kamerad entgegen der Fahrtrichtung aus dem Waggon. Plötzlich war sein Penis so entzündet, dass er sich bei unserem Arzt meldete. Der sagte ihm, er hätte den Tripper. Trotzdem gab er ihm Kalium-Permanga-

nat, das er im Wasser auflöste und seinen Penis im Trinkbecher seiner Feldflasche regelmässig spülte. Als wir in Kiew ankamen, war von dem Tripper nichts mehr zu sehen.

Unsere Ankunft in Russland war ein Problem. Zum Entladen der im Tross mitgeführten Fuhrwerke, Infanteriegranatwerfer und der in Südfrankreich requirierten Pferde benötigten wir eine Rampe. Keiner wusste Bescheid, bis uns endlich eine Lok an eine solche Rampe zog. Ich bekam als Melder mein Fahrrad wieder und so marschierten wir mit Sack und Pack bei -35° Celsius, ich mein Fahrrad schiebend, in Kiew ein. Im Ortsteil Darniza bezogen wir Quartier. Nunmehr begannen die Probleme.

Wo gibt es Winterausrüstung? Wir, mit unserer leichten Sommerbekleidung, waren für diese Eiseskälte mit bis zu -40° Celsius, nicht im Geringsten ausgestattet. Ganz zu schweigen von unserem Zubehör, wie Räderfuhrwerke oder unsere in Südfrankreich requirierten Pferde.

Verschiedene meiner Kameraden wurden an eine Kleiderkammer im Ort verwiesen. Alle kamen wieder und erklärten, dass es dort überhaupt nichts Verwendungsfähiges gab. Ich hatte etwas Glück und bekam als Melder einen weissen Tarnanzug und ein Paar Filzstiefel. Für die gesamte Einheit von etwa 300 Mann gab es vier solcher Tarnanzüge.

Trotzdem kam der Befehl zum sofortigen Fronteinsatz.

Unsere Division gehörte zur 6. Armee, unter der Führung von Generalfeldmarschall Paulus. Wir waren das Ende der Division bei der Verladung in Marseille gewesen, und so gehörten wir bereits in Südfrankreich zu einer aufgeriebenen Division, die in Stalingrad zunächst eingeschlossen war und später, vom 31. Januar bis 2. Februar 1943, kapitulierte.

In Geschichtsbüchern ist heute über die Schlacht von Stalingrad vermerkt, dass die von den Russen eingeschlossenen Truppen der 6. Armee einen aussichtsreichen Ausbruch der rund 300'000 Mann unter Führung von Generalfeldmarschall Paulus hätten vornehmen können, was aber auf Befehl Hitlers untersagt wurde.

So miserabel wie unsere Bekleidung, die militärische Ausstattung und das Zubehör, war auch die Verpflegung. Das Komissbrot war so tiefgefroren, dass man es zum Hausbau als Backstein hätte verwenden können. Wenn man sich ein Teil des Brotes ausbrechen konnte, so versuchte man, es in der untersten Tasche der Bekleidung durch Körperwärme aufzutauen. Man hatte dann eventuell ein Stück nasses Brot.

Wir hatten unsere Sommerbekleidung ausgefütert, in dem wir uns mit mindestens zwei Unterhosen, Drillichhose, Stoffhose und soweit vorhanden Tarnanzughose bekleideten. Wir verschafften uns Brot, wenn möglich, bei toten Russen, die in ihrem Wäschebeutel meistens geröstetes Brot hatten. In den ersten Tagen unseres Fronteinsatzes verlangte unser

Kompaniechef von der Küche, uns aus den französischen Cognacvorräten einen steifen Grog zu mixen. Dies hatte jedoch den Nachteil, dass der in die Feldflasche abgefüllte Grog sofort getrunken werden musste, denn nach einer Stunde war er in der Feldflasche eingefroren.

Mit dieser miserablen Ausstattung zogen wir dem Feind entgegen. Wir erlebten Stürme und Schneeverwehungen, so dass unsere Fuhrwerke samt Pferden einfach umgehauen wurden und unsere Pferde allesamt elendig schon am ersten Tag den Heldentod starben.

Als Infanteristen hatten wir als Bewaffnung nur noch unseren Karabiner. Unsere kopflose Führung wusste überhaupt nicht wie der Frontverlauf sich darstellte, bis wir auf einmal beschossen wurden. Jetzt erst war auszumachen, wo sich der Gegner befand.

In der Nacht schanzten wir uns mit unseren Spaten in 50 cm tiefe Löcher ein. Mehr war nicht möglich, denn der Boden war Steinhart gefroren. Bei Tag erkannten wir dann, dass wir auf einer ebenen Fläche Stellung bezogen hatten. Die Folge war, dass einige Kameraden mit Kopfschüssen verwundet wurden.

Um einen besseren Überblick auch bei Nacht zu haben, wurden mit Leuchtpurmunition die auf dem Feld stehenden Heuschöber in Brand geschossen. Dieser Stellungskrieg dauerte etwa drei Tage und wir mussten bei Nacht und Nebel unsere Stellung aufgeben.

Darauf folgte der Befehl, ein Dorf zu besetzen, in dem sich Partisanen befanden. Es war ein gespenstischer Kampf bei Nacht, ein Haus ums andere musste durchsucht werden. In einem der Häuser stand eine Pfanne auf dem Herd, es war aber niemand zu sehen. Plötzlich hörte ich im Nebenraum ein Geräusch. Ich entzündete ein Papier und auf dem Boden liegend warf ich es in den Raum. Ich sah einen Säugling auf einem Bett liegen. Ich beobachtete dieses Haus, bis nach einiger Zeit die Mutter des Kindes zurückkam.

Einen weiteren, fast tragisch endenden Fall, erlebte ich an einem Haus, das alleinstehend an einem tiefer liegenden Hohlweg stand. Von diesem Weg aus wurden wir mehrmals beschossen. Wir durchsuchten das Haus, es war kein Mensch zu finden. Plötzlich entdeckte ein Kamerad von mir mehrere Bretter, die vor dem Hause lagen. Wir räumten einige Bretter auf die Seite und entdeckten ein tiefes Loch. Wir dachten, dass es von diesem Loch aus eine Verbindung zu dem Hohlweg gab. Mehrmals riefen wir in das Loch hinein, bekamen aber keine Antwort. Mein Kamerad warf dann eine Handgranate in das Loch.

Wie es Tag wurde, räumten wir die restlichen Bretter weg und erschrecken fast zu Tode, als wir in der hintersten Ecke eine Frau liegen sahen, die unter ihrem breit ausgelegten Rock vier kleine Kinder verborgen hatte. Ich glaube, wir waren alle leichenblass. Wir brachten die Frau mit den Kindern nach oben ins Haus und legten sie in ein Bett. Unser Sanitäter

kam und verband die Splitterverletzungen der Frau. Den Kindern selbst war nichts passiert. Die Splitterverletzungen bei der Frau waren Gott sei Dank nicht schlimm, weil sie gut in der Ecke des Lochs verbarrikadiert war. Wir waren um eine Erfahrung reicher, denn diese Löcher vor den Häusern gab es öfters, es waren die Kellerräume.

Die Häuser beziehungsweise die Hütten waren sehr spartanisch ausgestattet. Der Boden war Erdreich und an der Wand nach aussen war eine Feuerstelle. Die Menschen und die paar Hühner, die sie besaßen, waren im Wohnraum. Alle Bewohner legten sich angezogen auf den Boden und die Hausfrau brachte immer wieder das Feuer mit einem Strohisch in Brand. Das war die einzige Zeit, die ich vielleicht für zwei Stunden in einem Haus in Russland erlebt habe. Mich jucken die Läuse heute noch, wenn ich daran denke.

Nach dieser Dorfbesetzung ging es am nächsten Tag weiter. Wir suchten ziellos den Gegner für unsere Einheit. Ich konnte keinen Frontverlauf erkennen.

Wir bezogen auf einer Anhöhe mit unseren Karabinern Stellung. Nach zwei Tagen war diese Anhöhe als Ziel für die russischen Truppen ausgemacht. Wir wurden über Megaphon angesprochen: «Hier spricht Generalfeldmarschall Paulus! Kameraden, beendet den Krieg, kommt zu uns!». Kurze Zeit später wurden wir wieder beschossen, mit der teuflischen Stalinorgel.

Ich sah in der Ferne, wie Panzer und eine feldgraue Menschenmasse in Richtung unserer Anhöhe kamen. Es waren Tausende Soldaten. Sie näherten sich uns von allen Richtungen, mit Feuersalven aus Maschinengewehren, Granatwerfern und immer wieder die Stalinorgel. Es war das Inferno, ein Massaker, erkämpft von einer russischen Übermacht, die unsere primitiv bewaffnete Einheit, mit Karabinern und zwei Maschinengewehren, innerhalb einer Stunde total ausradierte. Ich sah nur noch Tote und Verwundete. Hörte Rufe nach Sanitätern und rannte um mein Leben, an der linken Seite der Anhöhe den Abhang hinunter.

Wie ein Hase, kreuz und quer, sprang ich über Verwundete und Tote hinweg. Ich spürte, wie der Schnee neben mir aufspritzte. Am Ende des Abhangs blieb ich unter einem Erdüberhang liegen. Ich war erschöpft und dachte mir, jetzt ist es aus. Bis dann nach wenigen Augenblicken der innere Lebensgeist mir sagte: «Nein, du musst weiterleben!»

So schlich ich dann mutterseelenallein durch das Tal, bis ich einen Eisenbahndamm sah, der die Rollbahn mit einem Viadukt überquerte. Ich ging durch das Viadukt und sah, wie einige Kameraden von meiner Truppe auf einem Holzbalken saßen. Ich war froh, dass ich nicht mehr alleine war. Der Ort, in dessen Nähe ich die schlimmste Katastrophe meines Lebens erlebte, hiess, wenn ich mich noch recht erinnere, Be-loye. Wir warteten eine ganze Zeit bis zur Abenddämmerung,

aber niemand kam mehr. Wir waren am Ende nur noch 14 Mann, die überlebten.

Bis heute verfolgt mich dieses Erlebnis immer wieder im Traum. Innerhalb von vielleicht einer Stunde in einem höllischen, teuflischen Inferno die gesamte Einheit, freundschaftlich verbundene Kameraden, entweder tot, verwundet oder in Gefangenschaft geraten, zu verlieren, das vergisst man nie mehr. Die Eltern meines Freundes, Jürgen Graf, aus Stuttgart, erhielten später die Nachricht, dass von der gesamten Truppe mit der Feldpost-Nummer 04580 B nur 14 Mann überlebt hätten, und sie sollten sich an den Gefreiten Engster wenden, der könne ihnen eine entsprechende Erklärung geben. Die Eltern Graf suchten mich mehrmals nach dem Kriege auf. Ich musste ihnen die Anhöhe und den Frontverlauf aufzeichnen und erklären, bis sie mir dann nach Jahren mitteilten, dass sie jetzt ihren Sohn für tot erklären hatten lassen.

Im Nachhinein kam ich zu der Erkenntnis, dass die Russen wohl annahmen, auf dieser Anhöhe wäre ein besonderes Bollwerk aufgebaut, weil sie den Angriff mit einer solchen Übermacht an Menschen und Waffen durchführten. Ich bin leider zutiefst davon überzeugt, dass keine weiteren Kameraden meiner Einheit dieses teuflische Blutbad überlebten.

Während wir 14 Überlebende auf dem Balken hinter dem Viadukt saßen, kam ein Hauptmann, der uns völlig fremd war und uns befahl, auf dem Bahndamm Stellung zu beziehen. Die

Munition für unsere Karabiner wurde gleichmässig verteilt, so dass jeder von uns fünf Schuss hatte. In der inzwischen einsetzenden Dunkelheit gingen wir dann, wie befohlen, auf den Bahndamm. Nach vielleicht einer halben Stunde verliessen wir dann den Bahndamm wieder, denn von unserem Hauptmann war weit und breit nichts zu sehen.

Unter unserer 14-Manntruppe befand sich auch ein Unteroffizier. Wir besprachen die Sachlage und stellten fest, dass unsere Lage hoffnungslos war. Wir zogen es vor, rückwärts über die Rollbahn unseren Fussmarsch anzutreten. Wir sahen im Mondschein einen Lastwagen auf der Rollbahn, der eine Panne zu haben schien. Der Fahrer des Lastwagens hatte uns bemerkt und wollte flüchten, weil er in uns Russen vermutete. Doch bald wurde durch Verständigung alles aufgeklärt und wir näherten uns dem Lkw. Er sass im Schnee mit seinem rechten Hinterrad fest. Der Fahrer liess den Motor an und wir alle schoben mit unserer ganzen Kraft den Wagen aus dem Schnee heraus. Wir kletterten auf den Lkw und empfahlen dem Fahrer, so weit zu fahren, bis kein Benzin mehr im Tank sei.

Nach vielleicht 30 oder 40 Kilometern kamen wir in einen Ort, in dem der Tross von verschiedenen Einheiten lag. Sie hatten Verpflegung für eine ganze Armee, nur die Truppen dieser Armee existierten nicht mehr. Die meisten waren gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Jetzt assen und tranken wir zuerst und legten uns dann anschliessend aufs Stroh zum

Schlafen hin. Die Nacht, einen Tag und nochmals eine Nacht erlebten wir alle im Tiefschlaf. Pflichtbewusst brachen wir 14 Mann wieder auf, in der Hoffnung, doch noch einige Leute unserer Truppe zu finden. Doch leider war alles vergebens.

Plötzlich kam uns der fremde Hauptmann entgegen und fing an, uns eine Standpauke zu halten und uns mit dem Kriegsgericht so drohen. Doch unser Unteroffizier erklärte ihm, dass wir erst nachdem er nicht mehr zu finden war den Bahndamm verlassen hatten. Wenn er nicht auf der Stelle bereit sei, die Drohung zurück zu nehmen, wären wir 14 alle bereit, von unseren Waffen Gebrauch zu machen. Der Hauptmann gab jedem von uns die Hand und damit war die Angelegenheit bereinigt.

Von allen Richtungen kamen uns versprengte Truppenteile im Rückzug entgegen, denen wir uns anschlossen. Nach einem zweitägigen Rückmarsch, keiner wusste wo wir waren und wohin wir gingen, kam uns ein Major entgegen, der dann versuchte, uns wieder zu mobilisieren. Dies war allerdings nur bedingt möglich, denn ausser einem Karabiner und einer beschränkten Anzahl Munition konnten wir dem Gegner keine kampfstarken Truppen entgegensetzen.

Kaum hatten wir uns mit unseren Spaten in Schnee- und Eislöchern eingegraben, näherten sich die russischen Truppen in gewaltiger Übermacht mit einem Trommelfeuer auf unsere Stellungen.

Bei diesem Angriff wurde ich am 11.2.1943 durch einen Granatsplitter am rechten Oberschenkel verwundet. Ich rollte auf allen vieren zurück, bis mir ein Kamerad einen Verband anlegen konnte. Nach einiger Zeit hatte ich Glück. Es kam ein Sanitäter vorbei, der einen Schlitten zog, auf dem ein Verwundeter lag. Ich durfte mich ebenfalls auf den bootsförmigen Schlitten, wir nannten ihn Akia, setzen und zwei weitere Kameraden zogen uns zurück zum Truppenverbandsplatz. Dort stellte sich heraus, dass mein Schlittenkamerad bereits tot war.

Nach einiger Zeit wurde ich zusammen mit weiteren Verwundeten mit einem Lastwagen zu einem Kriegslazarett zurücktransportiert. Als die Sanitäter meine Filzstiefel ausziehen wollten, war das nur mit dem rechten Stiefel möglich. Nach langem Hin und Her blieb nichts anderes übrig, als den Filzstiefel an meinem linken Fuss aufzuschneiden. Es stellte sich heraus, dass mein linker Fuss erfroren war und die Grosszehe bereits schon schwarz war, also eine Erfrierung dritten Grades. Bereits nach zwei Tagen wurde ich zurücktransportiert in ein grösseres Lazarett in Kiew. Dort veranlasste dann der Chefarzt den Rücktransport mit einem Lazarettzug. Allerdings dauerte es einige Tage, bis ein Platz in einem Lazarettzug frei war, denn hunderte Verwundete warteten auf einen Rücktransport.

Bei dem täglichen Verbandswechsel stellten die Schwestern fest, dass sich an meinen beiden Füssen die Hornhaut

wie Schuhsohlen löste. Endlich war es dann so weit, dass ich in einem russischen Lazarettzug in Richtung Heimat transportiert wurde, dann wieder in einem deutschen Lazarettzug. So ging es in mehreren Etappen Richtung Deutschland. Oft wurde die Fahrt auch unterbrochen, damit wir entlauset werden konnten. Obwohl ich nur noch ein Hemd besass, wurde mir erklärt, dass eine mehrfache Entlausung notwendig sei, weil sich die Lauseier immer wieder zu neuen Läusen entwickelten.

Am 28.3.1943 erhielt ich in Stalino im Lazarettzug das Führerpaket ausgehändigt. Dieses Paket wurde durch Hitler eingeführt, das jeder Frontkämpfer auf dem Weg in die Heimat erhielt. Aber der Zugaufenthalt in Stalino hatte auch ein trauriges Erlebnis. So wurden dort tausende Päckchen verteilt, die nicht mehr bei dem Empfänger ankamen, weil er in Stalingrad gefallen oder in Gefangenschaft war. Die Päckchen waren alle geöffnet, die persönlichen Briefe wurden entfernt und lediglich die Esswaren und dergleichen wurden verteilt.

Am 3. April erreichte dann der Lazarettzug das für mich vorgesehene Ziel, das Städtchen Witzhausen. Wo ich mich befand, war mir bei der Ankunft egal.

Jedenfalls war ich glücklich, wieder in Deutschland zu sein. Wenige Tage später kamen meine Eltern zu Besuch. Nach etwa vier Wochen kam ein Offizier, den Stahlhelm auf dem Kopfe, zusammen mit einem Landser an mein Bett und beförderte mich rückwirkend zum Gefreiten.

Geurlaubungen über fünf Tage
(Vor Urlaubsantritt auszufüllen)

1. Dom Führerpaket bis 28.3.43 nach Stettin
 Grund: Pol. Kalk. Bspg 089
 den 28.3.43
 Dienstoffziel
 (Unterzeichnet bei Ausl. Gruppenführer sein.)

2. Dom Führerpaket bis 1.4.43 nach Stettin
 Grund: Pol. Kalk. Bspg 089
 den 24. März 43
 Dienstoffziel
Dr. Hofmeyer Ober-Gruppenführer

3. Dom Führerpaket bis 1.4.43 nach Stettin
 Grund: Pol. Kalk. Bspg 089
 den 28. November 1943
 Dienstoffziel
~~...~~

4. Dom Führerpaket bis 8.11.43 nach Stettin
 Grund: Pol. Kalk. Bspg 089
 den 8.11.43
 Dienstoffziel
~~...~~

»Führerpaket am 28.3.1943 erhalten«

Nachweisung über etwaige Aufnahme in ein

Lazarett	Tag und Monat	Jahr	Krankheit
	der Laz.-Aufnahme		
K. H. K.	4. 11	43	- 12 -
Prof. Dr. Hoffm.	31. 11	43	33
Prof. Dr. K.			
Dr. J. J.	3. 4	43	- 33 - - 12 -
Ref.-Lazarett Mülhausen			
Krankenabteilung	19. 5	44	33 -
Reserve-Lazarett I Stuttgart			
Teillazarett Zeppelinoberschule	7. 8	44	- 33 -
Dr. Lazarett	27. 9	45	- 31 a -
	8. 2	45	

So war ich nach sechs Monaten Dienstzeit zum Gefreiten befördert worden. Diese Prozedur wiederholte sich noch zwei Mal mit der Verleihung des Infanterie-Sturm-Abzeichens in Silber und der Verleihung des Verwundeten-Abzeichens.

Bei der Verleihung des Verwundeten-Abzeichens wurde als Truppe die Feldpost-Nummer 04580 B angegeben. Wir waren in Russland keine Truppeneinheit mehr, sondern ein desolater namenloser Haufen.

An das Lazarett in der früheren Kolonialschule in Witzenhausen erinnere ich mich sehr gerne, denn wir hatten dort sowohl eine medizinische als auch private Betreuung durch die NS-Frauenschaft. So kamen jede Woche die Frauen und brachten uns waschkorbweise Kuchen.

Am 24. Mai kam ein Unteroffizier von der Schreibstube in mein Zimmer und erklärte mir, es sei eine Voranmeldung eines Telefongesprächs für mich eingegangen, und ich solle mich in die Schreibstube begeben, um das Telefongespräch in Empfang zu nehmen, was ich tat.

Mein Vater war am Telefon und wollte sich nach mir erkundigen. Ich liess ihn gar nicht zu Wort kommen, sondern sagte: «Was, schon wieder Fliegerangriff auf Stuttgart? Vater liegt im Krankenhaus? Ich werde sofort kommen, ich fahre heute Abend mit dem Nachtzug ab Kassel nach Stuttgart!». Mein Vater kannte seinen Sohn und wünschte mir lediglich viel Glück. Ich legte den Telefonhörer auf und sagte zum Un-

Besitzzeugnis

Dem

Gefreiten Artur E n g a t e r.....
(Name, Dienstgrad)

Fp.Nr. 04580 B.....
(Truppenteil, Dienststelle)

ist auf Grund

seiner am 11. 2. 43. erlittenen
erst maligen Verwundung — ~~Beschädigung~~
das

Verwundetenabzeichen

in Schwarz.....

verliehen worden.

Witsenhausen, den 2. 7. 19 43.



Hering
(Unterschrift)

(Dr. Hering)
Oberstabsarzt und Chefarzt.
(Dienstgrad und Dienststelle)

teroffizier, ich müsse sofort den Chefarzt sprechen, da ich Sonderurlaub bräuchte. Gesagt, getan, ich ging zum Chefarzt. Ich erklärte ihm mein Anliegen und sagte, dass der Unteroffizier von der Schreibstube all dies bestätigen könnte. Der Chefarzt zögerte und erklärte mir, dass ich zuerst eine polizeiliche Bestätigung beizubringen hätte. Ich sagte, «Die kann ich Ihnen bringen, doch ich muss unbedingt heute noch fahren, denn ich weiss ja nicht, ob ich meinen Vater noch lebend antreffe!»

Er war sichtlich gerührt und gab mir den Sonderurlaub, der in meinem Soldbuch mit Datum 24. Mai 1943 eingetragen ist.

Mein Vater war beim SHD-Luftschutzdienst, die hatten mehrere amtliche Dienstsiegel, so war es kein Problem, die Wichtigkeit meines Sonderurlaubs zu bestätigen. Mit zweierlei Schuhen konnte ich trotz Verband am linken Fuss ganz gut gehen.

Im Lazarett lag ich in einem Saal mit etwa 40 bis 50 Verwundeten. Ende Juli kam der Chefarzt, Oberstabsarzt Dr. Hering zur Visite und blieb an der Tür stehen und rief in den Saal hinein, wer von uns musikalisch sei. Ich war der Einzige, der sich meldete. Er kam zu mir, fragte mich, ob ich ein Instrument spiele. Ich bejahte dies und sagte, dass ich im Schulorchester Violine gespielt hatte. «Sehen Sie gerne Opern?» war eine weitere Frage. Ich bejahte diese Frage ebenfalls und erklärte ihm, dass ich in der Staatsoper in Stuttgart an einer Oper



IM NAMEN DES FÜHRERS
VERLEIHE ICH
DEM

Gefreiten Artur Engster
6./Gren.Regt.1210

DAS
EISERNE KREUZ
2. KLASSE

Div.Gef.Std. den 10. 2. 1945



V. Piracy

Generalmajor u. Div. Kdr.
(DINSTEKAD UND DIENSTSTELLUNG)

Verleihungsurkunde Eisernes Kreuz

Besitzzeugnis

Dem Gefreiten

(Dienstgrad)

Arthur Engster,

(Vor- und Zuname)

5./Gren.Rgt.682

(Truppenteil)

verleihe ich das

Infanterie-Sturmabzeichen

— Silber —

R.Gef.Std., den 5.4.1943.

(Ort und Datum)

W. Müller

(Unterschrift)

Major u. Rgt. Fhr.

(Dienstgrad und Dienststellung)



Verleihungsurkunde Infanterie-Sturmabzeichen

als Sänger mitgewirkt hatte. Ich musste nicht mal schwindeln. Die Antwort des Chefarztes war: «Sehr gut! Sie fahren nach Bayreuth!».

Aus dem ganzen Lazarett von über 1'000 Verwundeten durften vier Mann, zwei Offiziere und zwei Landser, als Gäste des «Führers», zu den Bayreuther Festspielen fahren.

Wir fuhren mit dem Sonderzug von Kassel ab nach Bayreuth. Der Zug war besetzt mit Rüstungsarbeitern und Arbeiterinnen sowie Soldaten aus allen Waffengattungen und SS-Leuten.

Wir waren vier Tage in Bayreuth und erlebten die Oper «Meistersinger von Nürnberg». Wir hatten ein Gutscheineft, mit dem wir in den Gaststätten essen und trinken konnten. Ich erlebte zusammen mit anderen Kameraden auch eine andere Seite des Vergnügens. Plötzlich hörten wir wie ein Soldat, der ebenfalls mit dem Sonderzug unterwegs war, auf der Strasse laut brüllte: «Der Hitler kann mich am Arsch lecken! Ich habe meine ganze Familie, Frau und zwei Kinder, durch Fliegerangriff verloren!». Wir gingen zu ihm hin und beruhigten ihn, er hatte die Nerven verloren und setzte sein Leben aufs Spiel. Bayreuth war für mich zwar ein unvergessliches Erlebnis, aber uns wurde, gerade auch durch diesen Soldaten, bewusst, dass nicht alles Gold ist was glänzt.

Die Betreuung in Witzenhausen war sehr gut. Einmal kam ein Soldat von der Schreibstube und fragte, wer HJ-Füh-

Beurlaubungen über fünf Tage
(Vor Urlaubsantritt auszufüllen)

1. Dom. 28.9.43 bis 30.9.43 nach Walden
 Grund: Pol. K.A.R. bis 0.10
 den. Pol. K.A.R. bis 0.10
 Dienststempel: 900
 (Unterschrift des Bomp., Truppenführers usw.)

2. Dom. 24.3.43 bis 1.4.43 nach Hüttgart
 Grund: Sonderurlaub
 den. 24. März 43.
 Dienststempel: 900
 (Unterschrift des Bomp., Truppenführers usw.)
Dr. Hejny, Oberstabsarzt

3. Dom. 4.11.43 bis 11.11.43 nach Hüttgart, Kielasingen
 Grund: Genesungsurlaub
 den. 12. November 1943
 Dienststempel: 900
 (Unterschrift des Bomp., Truppenführers usw.)
Leinhardt, Unteroffizier

4. Dom. 9.11.43 bis 8.12.43 nach Hüttgart, Kielasingen
 Grund: Genesungsurlaub
 den. 8.12.1943
 Dienststempel: 900
 (Unterschrift des Bomp., Truppenführers usw.)
Leinhardt, Unteroffizier

Sonderurlaub vom 24.3.1943

rer gewesen war. Ich meldete mich und gab an, dass ich Rotenführer gewesen wäre. Die verwundeten Offiziere hatte er alle in seiner Liste aufgeführt, nur von den Landsern war nichts zu sehen.

Wenige Tage später kamen dann drei BDM-Mädchen zu mir und überbrachten mir im Rahmen der HJ-Führerbetreuung ein Päckchen mit Zigaretten, Schokolade, Kuchen etc. Jetzt mokierten sich meine Zimmergenossen. Wenn sie das gewusst hätten, wären sie auch HJ-Führer gewesen.

«ÄTSCH!» war meine Antwort.

Im Lazarett in Witzenhausen erlebte ich in vielen Alpträumen meinen Kriegseinsatz in Russland immer wieder. Bis heute verfolgen sie mich. Wie niederträchtig und rücksichtslos Menschen meiner Einheit geopfert wurden. Im Nachhinein komme ich nicht darüber hinweg, wie gewissenlos unser Opferzug nach Russland geplant war.

Ich wurde am 24. Dezember 1942 zur Bataillons-Kommandantur mit einem Lastwagen geschickt, um Verpflegung für unsere Kompanie abzuholen. Doch was geschah? Der Lkw wurde voll beladen mit Champagner und Cognac! Unserer Heerführung war zu diesem Zeitpunkt bereits bekannt, dass wir am 2. Weihnachtsfeiertag im Güterzug nach Russland transportiert werden sollten. Auch wussten sie, dass die Spitze unserer Division in Stalingrad bereits okkupiert worden war. Trotzdem wurde für uns keine Winterbekleidung angeschafft.

Südfranzösische Pferde wurden zum Fronteinsatz bei rus-

sischen Wintertemperaturen bis zu -40°C requiriert. Ich bekam ein Fahrrad, mit dem ich bei über -30°C Kälte in Schnee und Eis in Kiew einmarschierte.

Waren die Getränke unsere Winterausrüstung? Irrsinnige waren es, die uns kommandierten. In menschenverachtender Weise wurden wir zu einem sinnlosen Einsatz in Russland gezwungen, ganz bewusst wurde unsere Truppe verheizt!

Dass ich zu den 14 Überlebenden gehören durfte, ist mir nur durch ein Wunder erklärlich. Alle meine weiteren Kameraden hatten keine Chance zu überleben.

Um wieder richtig gehen zu können, wurden mir orthopädische Schuhe verordnet. So musste ich zu einem orthopädischen Schuhmacher nach Kassel fahren. Die Anfertigung zog sich längere Zeit hin, denn in der Zwischenzeit bekam ich hohes Fieber und musste das Bett hüten. Bis dann festgestellt wurde, dass ich das Wolhynische-Fieber hatte, das so genannte Fünftage-Fieber. Eine Infektionskrankheit, die durch Läuse übertragen wird und regelmässig meist alle fünf Tage mit Fieber wiederkehrt. So konnte ich erst nach mehreren Wochen wieder zu meinem Schuhmacher nach Kassel fahren. Als dann der Tag kam, an dem ich meine Schuhe in Kassel abholen sollte, war am Abend vorher ein schwerer Fliegerangriff auf Kassel und die Schuhmacherei mitsamt meinen neuen Schuhen wurde zerstört. Dies war meinem Assistenz-

arzt zu viel und er veranlasste, bevor er in Wochenendurlaub ging, dass ich aus dem Lazarett zum Urlaub nach Hause entlassen wurde.

Schwester Uschi kam und gab mir den Laufzettel zur Abmeldung in den verschiedenen Abteilungen des Lazaretts. Ich stellte fest, dass er mich zu einem Genesungsurlaub von 14 Tagen entlassen hatte. Ich gab meinen Laufzettel zurück und legte mich ins Bett. Ich war immerhin schon über 18 Monate Soldat und hatte noch keinen Urlaub, deshalb standen mir 14 Tage Erholungs- *und* 14 Tage Genesungsurlaub zu. So kam es dann, dass der 14 Tage-Urlaub in meinem Soldbuch gestrichen wurde und ich eine Woche später mit vier Wochen Urlaub das Lazarett in Witzenhausen verliess. So war ich dann vom 9. November bis 8. Dezember 1943 im Urlaub zu Hause in Stuttgart.

Am 9. Dezember trat ich dann meinen Dienst in Mülhausen im Elsass in der «Genesenden-Kompanie» beim Gren. Ers. Btl. 335 an. Meine Kompanie war in der Hermann-Göring-Kaserne untergebracht. Dies war eine alte Kaserne, ausgestattet mit Strohsäcken als Betten und total verwandt. Wir hatten nachts das Licht an, weil dann die Wanzenplage nicht so stark war. Der Spiess liess jeden Morgen die Genesenden-Kompanie zur Arbeitseinteilung antreten. Wir waren alle schon an der Front, so dass der Appell jeden Tag eine gemütliche Angelegenheit

Beurlaubungen über fünf Tage
 (Vor Urlaubsantritt auszufüllen)

1. Dom. 1. 11. 43 bis 5. 11. 43 nach St. Ingbert
 Grund: St. Ingbert
 den. 28. 10. 43
 Dienstherr: St. Ingbert
 (Unterschrift des Chefs, Truppenführer etc.)

2. Dom. 1. 11. 43 bis 5. 11. 43 nach St. Ingbert
 Grund: Sanitätsurlaub
 den. 24. 10. 43
 Dienstherr: St. Ingbert

3. Dom. 1. 11. 43 bis 5. 11. 43 nach St. Ingbert, Rheinland
 Grund: Heilungsurlaub
 den. 28. 10. 1943
 Dienstherr: St. Ingbert

4. Dom. 1. 11. 43 bis 5. 11. 43 nach St. Ingbert, Rheinland
 Grund: Heilungsurlaub
 den. 28. 10. 1943
 Dienstherr: St. Ingbert

war. Ich kann mich an einen Vorgang erinnern, der den Morgenappell zu einem schallenden Gelächter machte. Der Spiess liess einen Soldaten vortreten und sagte ihm, er müsse seinen Schnurrbart abrasieren. Laut Dienstvorschrift der Wehrmacht waren Bärte verboten. Daraufhin erklärte der Landser, er könne seinen Schnurrbart nicht entfernen, da seine Freundin sagte, er würde sie so schön beim Küssen kitzeln.

Es gab auch zahlreiche traurige Erlebnisse. Ein Stubenkamerad sass eines Nachts auf dem Boden neben der Kohlenkiste und ordnete die Kohlen in Reih und Glied. Er war total durchgedreht und musste in psychische Behandlung.

Mein Aufenthalt in der Genesungskompanie war von kurzer Dauer, denn ich wurde Anfang Januar 1944 zum Wehrbezirkskommando Mülhausen abgestellt. Dort wurde ich dem Musterungsstab zugeteilt und bei meiner Kompanie abgemeldet. Ich wohnte dann in einem dem Wehrbezirkskommando zugeordneten Gebäude, als Selbstverpfleger zusammen mit weiteren Angehörigen des Kommandos.

Als ich meinen Dienst im Wehrbezirkskommando antrat, war ich erstaunt, dass zu diesem Zeitpunkt kein einziger der Wehrmachtsangehörigen schon an der Front war. Die meisten waren angeblich magenkrank und besaßen teilweise die Heimatauszeichnung, das Kriegsverdienstkreuz.

Im Juni 1940 wurde Elsass-Lothringen der deutschen Verwaltung unterstellt und so kam es, dass die Männer zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurden. Zunächst sass ich im Büro des Kommandos und bearbeitete Karteimittel. Für mich als freier kleiner Bürogehilfe und Selbstverpfleger mit Ernährungsbezugsscheinen war dies wie ein Soldat im Urlaub.

Irgendwann wurde ich einem Kommando zugeteilt, um mit anderen zusammen am Bahnhof in Mülhausen die Marschverpflegung an Wehrpflichtige Elsässer auszugeben. Sie wurden alle eingezogen und in einem Sonderzug nach Polen transportiert. So wie wir die Verpflegung an Tischen auf dem Bahnsteig aufgebaut hatten, so haben wir sie auch wieder abgebaut. Die Menschen waren verbittert, denn da waren Männer dabei, die vorher in der französischen Armee gedient hatten und jetzt für die deutsche Wehrmacht über Polen nach Russland in den Krieg ziehen mussten. Ich hatte grosses Mitgefühl und verurteilte dies, aber was sollte man dagegen tun?

Einige Zeit verbrachte ich beim Wehrbereichskommando in Mülhausen mit der Bearbeitung der Stellungsbefehle zum Militärdienst. So hatte ich eines Tages die Karteikarte von einem jungen Mann namens Peter Kimmich in der Hand, bei dem ich dachte, er müsste doch noch in der beruflichen Ausbildung sein. So ging ich meinem Gefühl nach, setzte mich in die Strassenbahn und fuhr zur Familie Kimmich.

Es war etwa 10 Uhr morgens, als ich an der Tür klingelte. Eine Frau öffnete die Tür und erschrak, als sie mich in Uniform sah. Ich fragte sie nach ihrem Sohn und sie bestätigte mir, was ich vermutet hatte, dass der Sohn sich noch in beruflicher Ausbildung befand. Um eine Zurückstellung vom Militärdienst zu erreichen, schlug ich ihr vor, sofort zum Betrieb ihres Sohnes zu fahren und von dort die Ausbildungsbestätigung heute Nachmittag in mein Büro beim Wehrbezirkskommando zu bringen.

Bereits um 15 Uhr war Frau Kimmich mit der Bestätigung bei mir. Als ich sie dann zur Verabschiedung auf den Flur begleitete, lud sie mich zum Mittagessen für Sonntag ein. Ich sagte ihr, dass ich leider nicht zum Mittagessen kommen könnte, aber gerne zum Kaffee. Als ich dann am Sonntag kam, waren der Gatte, Paul Kimmich, der Sohn und die Töchter anwesend. Herr Kimmich war als Lokführer bei der französischen Eisenbahn tätig und hatte somit keinen Militärdienst zu befürchten. Aus diesem Besuch entwickelte sich eine vertrauensvolle und ehrliche Freundschaft.

Zusammen mit Herrn Kimmich konnte ich mich über den schweizerischen Radiosender «Beromünster» über die Kriegslage informieren. Im Wehrbezirkskommando erfuhr ich erstmals etwas über ein Konzentrationslager in Schirmeck.

Mit Lug und Trug wurden dem Volk in fast stündlichen Sondermeldungen im Radio die «Kriegserfolge» vorgegau-

kelt – immer mit dem Slogan «denn wir fahren gegen England». Wer ausländische Radiosender hörte, wurde mit dem Tode bestraft.

Eines Tages wurde ich auf Befehl vom Kommandeur des Wehrbezirkskommandos, Oberst von Haymann, dem Musterungsstab zugeteilt. Wir bereisten das ganze Oberelsass und musterten in den verschiedenen Orten wie Altkirch, Habsheim, Pfirt, St. Louis, Sierentz, Mühlhausen-Stadt und anderen die wehrpflichtigen Männer. Der Musterungsstab hatte zwei Ärzte, einen Stabsarzt und Oberarzt, Offiziere der verschiedenen Waffengattungen und Begleitbedienstete als Schreiber für die Voruntersuchungen. Jeden Tag wurden 80 Mann zur Musterung unter dem Oberkommando von Oberst von Haymann bestellt. Die Untersuchungen begannen um 9 Uhr und waren meistens um 13 Uhr beendet. Zu den ersten Musterungstagen hatte mich der Oberst beauftragt, ich solle die Musteranten bitten, sich zur Begrüssung des Obersts aufzustellen. Dies hatte den Grund, weil die Vorgeladenen in mir einen Frontsoldaten sahen.

Ich war Schreiber bei den Voruntersuchungen, die der Oberarzt leitete. Er schaute die Zähne nach und gab mir an, ob Gebiss, Brücke, Plombe, etc. vorhanden waren und welche Krankheiten der einzelne hatte. Jeder der Musteranten musste sich hinter einem Paravent nackt zeigen, damit der Arzt z.B. Hämorrhoiden feststellen konnte.

Nach etwa acht Tagen Musterung wurde der Oberarzt ab-

kommandiert, da er mittlerweile KV (kriegsverwendungs-
tauglich) geschrieben war. Der Stabsarzt, der die Hauptunter-
suchung mit dem Schlussbefund «tauglich für eine bestimmte
Waffengattung» aussprach, erklärte dem Oberst, dass wir jetzt
vormittags und nachmittags mit je 40 Musteranten mustern
müssten. Oberst von Haymann war mit seinem Monokel eine
majestätische Erscheinung und befahl dem Stabsarzt, das
Tempo der Musterung im selben Turnus weiterzuführen wie
bisher. Er wünschte nur eine halbtägige Musterung.

Da kam der Stabsarzt zu mir und fragte mich, ob ich even-
tuell im Stande wäre, die Voruntersuchungen so durchzuführen
wie der Oberarzt. Nun, Zähne nachzuschauen und jedem
in den After zu sehen, darin sah ich kein Problem. Ich bekam
einen weissen Arztmantel und meine Schreibbediensteten
mussten mich, um den hoheitlichen Charakter der Musterung
zu wahren, als Unterarzt titulieren.

Das ging soweit sehr gut, bis zu dem Moment, als mich
Ärzte als Kollegen begrüßten und mir ihre Krankheiten auf
lateinisch, z.B. chronische Otitis media etc., vortrugen. Ich
gab sie auf lateinisch meinem Schreiber weiter, erklärte aber
dem Stabsarzt, dass ich nicht wüsste, ob der Musterant es im
Kopf, im Bauch oder in den Beinen hätte. Da erhielt ich ein
kleines Büchlein, wo ich die entsprechenden Krankheiten von
lateinisch auf deutsch übersetzt vorfand. Während sich der

Musterant hinter dem Paravent ganz entkleidete, konnte ich die angegebenen Krankheiten nachsehen.

Doch nach Beendigung der Musterungsreise kam für mich auch die Zeit, da ich wieder KV (kriegsverwendungstauglich) geschrieben wurde. Ich meldete mich bei Oberst von Haymann und trug ihm meinen Wunsch vor. Ich erklärte ihm, dass meine Karriere als ROB (Reserve-Offiziers-Bewerber) durch meine Verwundung in Russland jäh unterbrochen wurde und er möge bitte an meinen Regimentskommandeur schreiben, dass ich zum Offizierslehrgang die Regimentschule besuchen dürfe.

Es vergingen zwei Tage, drei Tage und immer noch war keine Antwort vom Regimentskommandeur eingegangen. Major Landeck vom Wehrbezirkskommando sagte mir, dass mein Ersatztruppenteil täglich anrufe, der Gefreite Engster habe sich sofort bei der Truppe zu melden, da er inzwischen wieder KV sei. Jetzt ging ich aufs Ganze.

Ich ging zur Sekretärin von Oberst von Haymann, Frau Dompert, und bat sie, das Schreiben des Obersts an meinen Regimentskommandeur nochmals zu schreiben. Der Oberst mit seinem Monokel unterschrieb es. Ich bat Frau Dompert, mir dieses Schreiben persönlich zu geben. In meiner Cleverness dachte ich mir als Clou einen persönlichen Besuch bei meinem Regimentskommandeur, Oberst Kassabeer, aus. So ging ich mit dem Schreiben von Oberst Haymann zur Regimentskommandantur.

Vor dem Gebäude empfing mich zunächst ein Unteroffi-

zier, dem ich erklärte, dass ich ein Schreiben dem Kommandeur persönlich übergeben müsste. Oben in den Diensträumen des Regimentskommandeurs empfing mich im Vorzimmer ein Hauptmann. Mit Erstaunen sah er mich an und fragte: «Was wollen Sie hier?» In strammer Haltung, die Hacken zusammen, erklärte ich ihm, ich hätte den dienstlichen Befehl von Herrn Wehrbezirkskommandeur Oberst von Haymann, dieses Schreiben persönlich dem Herrn Regimentskommandeur zu übergeben. Er wollte mir das Schreiben schon aus der Hand nehmen, ich hielt es aber fest und erklärte ihm nochmals, dass ich es persönlich übergeben müsse.

Die Tür zum Zimmer des Kommandeurs war leicht geöffnet und der Hauptmann verlangte das Schreiben, das ich ihm dann gab. Ich blieb vor der etwas geöffneten Tür stehen und hörte das Rascheln, als der Briefumschlag geöffnet wurde. Da hörte ich, wie der Kommandeur fragte, ob ich der Gefreite Engster sei. Ich bejahte und ging in strammer Haltung zum Regimentskommandeur. Er sagte mir: «Das haben Sie gut gemacht», diese Worte vergesse ich nie. «Ich erteile Ihnen den Befehl, nächste Woche, Montag, Ihren Dienst in der Regimentsschule anzutreten.»

Anschliessend ging ich in die Hermann-Göring-Kaserne und meldete mich bei meinem Ersatztruppenteil. Dort empfing mich ein junger Leutnant. «Endlich sind Sie hier!», sagte

er. «Sie haben Glück, morgen geht ein Transport nach Russland und dort können Sie Ihre Fronterfahrung erneuern und dann als Fähnrich wieder zurückkommen!»

Ich holte tief Luft und erklärte ihm, dass ich auf Befehl von Herrn Regimentskommandeur, Oberst Kassabeer, und auf Vorschlag von Herrn Wehrbezirkskommandeur, Oberst von Haymann, kommenden Montag meinen Dienst in der Regimentsschule anzutreten habe. «Hauen Sie ab! Hauen Sie ab!», der Leutnant war etwas sprachlos und ich freute mich über meinen gelungenen Coup. So endete dann meine Dienstzeit beim Wehrbezirkskommando in Mülhausen im Elsass. Es war eine schöne, geruhsame Zeit, gemessen an der Zeit als Soldat an der Front.

Mit einer grossen Überraschung begann mein Dienstantritt in der Regimentsschule. Die Ausbilder waren allesamt fronterfahrene Ritterkreuzträger und Offiziere mit dem deutschen Kreuz in Gold. Auch die Regimentsschüler, zu denen ich jetzt gehörte, waren zum grössten Teil hoch verdiente Parteigenossen, Blutordenträger, Goldene Parteiabzeichen, Kreisleiter, Hoheitsträger der Partei etc. Ich dachte, die erhalten jetzt eine Schnellausbildung, um mit der Beförderung zum Offizier den Krieg als Sieger zu Ende zuführen.

Ich fühlte mich dann nicht recht wohl. Mit Erleichterung verspürte ich nach einigen Tagen den Rückfall meiner Verwundung, denn an meinem linken Fuss bildete sich eine starke Entzündung mit Eiterbildung. Ich kam zunächst ins

Revier der Regimentsschule, bis der mich behandelnde Arzt einsah, dass er nichts machen konnte und mich ins Lazarett transportieren liess.

Dieses Lazarett war ein vor dem Krieg neu erbautes Krankenhaus auf dem Rebberg in Mülhausen. Dort wurde ich zunächst medizinisch mit Spritzen und Salben behandelt, bis mir dann der Chefarzt erklärte, dass er eine Teilamputation vornehmen müsse. So geschah es denn auch und ich wurde stationär im Lazarett aufgenommen. Also, meine Karriere als angehender General war damit beendet, worüber ich nicht sonderlich enttäuscht war.

Am 19. Mai 1944 wurde ich im Lazarett Mülhausen aufgenommen. Der Chefarzt war ein sehr umgänglicher, Vertrauen erweckender Mensch, der viel Mitgefühl gegenüber seinen Patienten zeigte. In meinem Zimmer lag ein Kamerad, der sich in seiner Freizeit stets mit Malerei beschäftigte. Dies hatte auch der Chefarzt bemerkt und fragte ihn, ob er ihm auch mal ein Landschaftsbild malen könne. Das war für meinen Kameraden Zierold kein Problem. Ich begleitete ihn mehrmals als Assistent. Er fertigte mehrere Landschafts- und Blumenbilder für den Chefarzt.

An einem Regentag sass ich dann bei ihm im Zimmer für eine Zeichnung Modell. Ich fand mich sehr gut gezeichnet und liess das Bild einrahmen.



Zeichnung von Zierold 1944

Im Lazarett erlebte ich auch Folgendes. Ein erblindeter Soldat wurde von allen sehr sorgsam behandelt. Bei jedem Fliegeralarm hatte ein Zimmergenosse den Auftrag, den Blinden in den Keller zu führen. Ich erkundigte mich, wieso ein blinder Soldat sich hier im Lazarett befände. Im Vertrauen erzählte es mir der Blinde selbst. Er hatte an der Front die Nerven verloren und war von seiner Truppe geflohen, doch die Feldgendarmarie hatten ihn verfolgt.

Um sich der Verhaftung zu entziehen, zog er seine Pistole und schoss sich selbst im Kopf in die Schläfe. Er überlebte und wurde ins Lazarett zur Wundheilung eingeliefert und sollte dann, sobald die Genesung erfolgt war, vor ein Kriegsgericht wegen Fahnenflucht gestellt werden. Das Urteil würde natürlich «Tod durch Erschiessen» lauten.

Da mittlerweile die amerikanischen und englischen Truppen in Dieppe in Nordfrankreich am Ärmelkanal gelandet waren, versuchte der Chefarzt die Genesung seines blinden Kameraden hinauszuzögern.

Ich selbst hatte ein sehr gutes Verhältnis zum Chefarzt, so dass er mir auch manche privaten Gedanken anvertraute. Da seine Sekretärin schwanger war, bot er mir an, mich in seiner Ambulanz auf Dauer zu beschäftigen.

Ich bekam öfters Besuch von der Familie Kimmich und konnte mich so über die Invasion an der französischen Küste in Dieppe informieren.

Nach einer Aussprache mit dem Chefarzt bat ich ihn um

Verlegung ins Heimatlazarett nach Stuttgart, um dort gegebenenfalls mit meinem Studium beginnen zu können. Er akzeptierte meinen Wunsch und ich wurde am 7. August 1944 im Reserve-Lazarett I Stuttgart, Teillazarett Zeppelinoberschule, aufgenommen.

Die Behandlung konnte dort ambulant erfolgen, wenn ich nachweisen konnte, dass ich in einem Rüstungsbetrieb arbeitete. Diesen Nachweis konnte ich problemlos erbringen, denn der Vater meines Freundes, Günter Stock, war Mitinhaber der Maschinenfabrik Eitle in der Rosenbergstrasse, der mir diese Arbeit bestätigte.

Der Chefarzt im Lazarett, Oberstabsarzt Dr. Mussotter, war mit der Ambulanzbehandlung einverstanden. So war es mir dann auch möglich, mich am Luftschutzstollenbau in der Klopstockstrasse um einen Sitzplatz für meine Mutter zu bemühen. Dieser Platz war für sie eine grosse Erleichterung, denn so musste sie nicht mehr jeden Abend zum Schwabtunnel gehen.

Ich selbst erlebte damals einige Fliegerangriffe auf Stuttgart. Der schwerste Angriff, im September 1944, auf den Stuttgarter Westen, erlebte ich zusammen mit meinen Freunden Horst Wolpert und Gerd Schmid, die beide zu dieser Zeit auch im Urlaub waren, in einem Keller in der Schwabstrasse.

Erst als es richtig krachte, suchten wir den Keller auf. Im Keller sassen einige Hausbewohner und hatten [Kochtöpfe](#)

über ihren Kopf gestülpt. Erst als mit einem lauten Knall durch den Luftdruck die Kellertür ausgerissen wurde und der Kalkputz von der Decke fiel, sahen wir, welche Erfahrungen die Hausbewohner bereits mit Fliegerangriffen hatten.

Nachdem die Detonationen etwas nachliessen, rannten wir vom Keller heraus auf die Strasse und sahen, dass gegenüber ein Ladengeschäft brannte. Wir liefen zu unseren Wohnungen und stellten fest, dass das Hinterhaus der Lerchenstrasse 85 lichterloh brannte. Jetzt war es wichtig, dass der Funkenflug die Wohnungen im Vorder- und Nebenhaus nicht in Brand steckte. Alle Fenster- und Verdunkelungsverschaltungen waren eingedrückt, so dass die Funken ohne Weiteres die Wohnungen, Betten, Vorhänge, Teppiche anzünden konnten.

In jeder Etage eines Wohnhauses war es Vorschrift, dass vor jeder Wohnungstür Eimer mit Wasser, Sand und Schaufel stehen mussten. Wir warfen die brennenden Betten im Nebenhaus auf den Hof. Wir rannten von Wohnung zu Wohnung, wo wir einzelne Brandstellen löschten.

Gott sei Dank erlebten wir im oberen Teil der Lerchenstrasse keine so grosse Feuersbrunst, wie im unteren Teil der Lerchenstrasse ab Johannesstrasse. Hier war das gesamte Stadtviertel niedergebrannt. Der Himmel war vor lauter Rauch nicht zu sehen.

Nacheinander kamen Familie Zechiel und Wurst, die in

der Lerchenstrasse und Büchsenstrasse ausgebombt waren. Sie besaßen nicht mehr als die Kleider, die sie an hatten.

Im Gemeindehaus wurden vormittags schon Kaffee, Tee und belegte Brote an die Bevölkerung verteilt. Meine Mutter hatte einen Herd, den sie sowohl mit Holz als auch mit Kohle beheizen konnte. So war es ihr möglich, für alle eine Suppe zu kochen. Abends legten wir uns, soweit kein Bett vorhanden war, auf den Boden und waren einfach glücklich, dass wir noch lebten.

Am nächsten Tag waren an den Steinen der Hausruinen Zettel befestigt, auf denen Mitteilungen geschrieben waren, wer von dem Haus noch lebte oder gestorben war.

Mein Vater erzählte, wie er beim SHD-Luftschutzdienst Tote aus den Kellern ausgegraben hatte. Der Krieg hatte zwei Fronten im so genannten Feindesland und in der Heimat.

Nach einem Genesungsurlaub wurde ich dann am 25. November 1944 vom Oberstabsarzt Mussotter aus dem Lazarett in Stuttgart entlassen. Meine Ersatztruppe befand sich jetzt in Mülheim, da Mülhausen im Elsass bereits von den Franzosen besetzt war.

Der Zugverkehr mit der Eisenbahn war nur nachts möglich. So konnte ich erst am 25. November abends gegen 21 Uhr in Kornwestheim abfahren. Der Zug fuhr allerdings nur bis Karlsruhe. Im Soldatenheim am Bahnhof wartete ich, bis abends wieder ein Zug nach Offenburg fuhr. Dasselbe Spiel

wiederholte sich, denn erst abends ging wieder ein Zug nach Freiburg. Die Fahrten in der Nacht erfolgten bei totaler Finsternis. Bahnhöfe, Züge, alle waren ohne Licht, lediglich durch den Mondschein konnte man etwas erkennen.

Als ich in Offenburg in den Zug nach Freiburg eingestiegen war und auf einer Holzbank sass, fragte mich jemand von der anderen Seite des Wagens, wo ich denn hinwolle und zu welchem Truppenteil ich gehöre.

Er siezte mich, das musste ein Offizier sein, denn unter Kameraden duzte man sich. Er erklärte mir, Mülhausen sei von den Franzosen besetzt und wir müssten uns beeilen, Mülhausen wieder zurückzuerobern, deshalb müssten wir unbedingt nach Ankunft in Freiburg sehen, dass wir per Anhalter auf dem schnellsten Weg nach Mülheim kämen. Ich dachte mir, dass ich das nicht mache. Ich habe keine Eile und werde in Freiburg warten, bis abends ein Zug fährt, der mich nach Mülheim bringt.

In Freiburg angekommen verliess ich den Wagen schnellstens und versteckte mich hinter einer Säule. Im Mondschein sah ich, dass es ein Hauptmann war, der mit mir Mülhausen zurückerobem wollte.

Als ich dann mit dem Nachtzug in Mülheim ankam, erlebte ich, wie von Frankreich aus die auf dem Berg in Mülheim liegende Kaserne beschossen wurde. Als Soldat hatte ich gelernt, dass man in einem solchen Fall sofort Deckung sucht. Deshalb ging ich in den Keller eines Hauses, das ge-

genüber dem Bahnhof lag. Hier hatten mehrere Personen Deckung gesucht.

Am anderen Tag suchte ich nach meiner viertägigen Reise von Stuttgart nach Mülheim meine Kaserne auf. Da ich an jedem Aufenthaltsort meinen Urlaubsschein abstempeln liess, war meine Reisezeit beurkundet. Ich hatte das Gefühl, dass die sich freuten, dass ich überhaupt gekommen war.

Beim Aufstellen einer Marschkompanie erkannte ich den kriegslüsternden Hauptmann, der mit mir Mülhausen zurückerobern wollte. Wir wurden kriegsmässig ausgestattet, Karabiner, Munition etc., doch Kochgeschirr, Feldflaschen etc. waren keine vorhanden. Nun begann das grosse Murren, denn die wichtigste Ausstattung für einen Soldaten fehlte. Der Abmarsch wurde verschoben, bis die fehlenden Utensilien herbeigeschafft waren. Jetzt wurden wir noch ins unbesetzte Elsass transportiert und kamen ganz in der Nähe von Basel bei St. Louis in Stellung. Das Schweizer Gebiet mit der Stadt Basel war in der Nacht hell beleuchtet und wir lagen in Drecklöchern im nassen Erdreich.

Plötzlich kam der Befehl für unseren kunterbunt zusammengewürfelten Haufen aus allen verschiedenen Waffengattungen, heute Nacht eine Brücke zurückzuerobern, dass die Pioniere für die Sprengung dieser Brücke Sprengladungen anbringen könnten. Mit meiner Grösse war ich immer weit hinten und nicht vorne an der Spitze. Untereinander kannte

man sich nach zwei bis drei Tagen so gut wie gar nicht. Als der Aufmarsch begann, verkrümelte ich mich unterwegs in ein Kanalrohr an einem Feldwegübergang. Ich wollte diesen Unsinn nicht mitmachen. Als die Truppe wieder zurückkam, war ich wieder mit dabei. Irgendwann entschieden die Kriegsstrategen, uns auf deutsches Gebiet zurückzuziehen. So verliessen wir nachts über Neuenburg elsässisches Gebiet und bezogen einen Westwallbunker direkt am Rhein Nähe Tunsel/Heitersheim. Unser Bunker war für zirka 20 Mann sehr gemütlich, zumal die direkte Frontgrenze über dem Rhein im Elsass noch weit weg war.

Wir hatten auch etwas Freizeit, in der wir im Ort auch mit der Zivilbevölkerung in Kontakt kamen. Ich lernte eine Familie kennen, die mich mal zu einem Vesper einlud und mir auch bereitwillig meine Wäsche wusch. Dies wurde inzwischen auch unserem Zugführer bekannt, und er fragte mich, ob ich nicht etwas für Weihnachten zum Essen organisieren könnte.

Ich ging in den Ort und fragte von Haus zu Haus, ob sie vielleicht eine Ziege verkaufen würden. Doch zunächst hatte ich Pech. Da kam eine Frau, die mir erklärte, dass in einem Haus ein Pferd notgeschlachtet würde. Ich dachte, bevor ich nichts finde, wäre vielleicht ein halbes Pferd besser als gar nichts. Dann kam noch eine Frau zu mir und sagte, dort drüben in dem Haus seien zwei Frauen, die ein Rind verkaufen wollten. Schnurstracks ging ich zu dem Haus. Die Bauersfrau

öffnete mir und bestätigte, dass sie ein Rind verkauften. Ich ging mit ihr zum Stall, in dem sich eine Kuh und ein Rind befanden. Ich wusste nicht, wer die Kuh und wer das Rind war. Jetzt ging es um den Preis. Sie fragte, was ich für das Rind bezahlen würde. Ich hatte überhaupt keine Ahnung und sagte, dass der Verkäufer den Preis mache. Sie meinte dann, vorige Woche hätte eine Nachbarin ein Rind verkauft, das allerdings nicht so stark gewesen wäre wie ihr Rind, das sie mir anbot. Die Nachbarin hätte 300 RM dafür bekommen. Ich bot ihr 350 RM. Sie war einverstanden und der Kauf war perfekt.

Wieder im Bunker angekommen, teilte ich dieses meinem Zugführer mit und mit grossem Hallo waren alle damit einverstanden. Wir hatten zwei Metzger in unserer Truppe, die ich am nächsten Tag zu der Bäuerin mitnahm. Ich organisierte noch einen Hausschlachter, der uns sogar noch zu einem Schwein verhalf und uns seine Einrichtung zur Verfügung stellte.

Da meinte mein Zugführer: «Engster, damit ist jetzt ihre Arbeit erledigt, denn schlachten werden die Metzger». Meine zwei Metzger rebellierten sofort und sagten, dass jetzt erst die richtige Arbeit für den Engster begänne, denn sie bräuchten auch Gewürze zum Schlachten. Ich ging zwei Wochen lang jeden Tag mit meinen Metzgern zum Schlachten mit einem Handwagen zum Hausschlachter.

Abends brachte ich dann in unserem Essenbehälter die

Würste mit dem Handwagen zum Bunker. Mit der NS-Frauensschaft in Heitersheim tauschte ich dann das Fett in Obst, Nüsse und Kuchen. In unserem Munitionsbunker schafften wir Vorrichtungen zum Aufhängen unserer Würste, denn Munition hatten wir jedenfalls weniger als Würste zum Lagern. Natürlich waren dies viel zu viele Würste für unseren Bunker allein, so dass wir die Nachbarbunker unserer Kompanie mit einbezogen. Inzwischen wurde bekannt, dass wir nach Weihnachten wieder zum Fronteinsatz kommen würden.

Da unsere Truppe aus fronterfahrenen Landsern bestand, fanden wir in den Wochen von Ende November bis zum Jahreswechsel 1944/1945 guten kameradschaftlichen Kontakt zueinander. Weihnachten 1944 feierten wir dank unserer vielfältigen Auswahl an Wurst, Obst, Kuchen, Nüssen etc. zünftig, weil wir ja schon von einem neuen Fronteinsatz wussten.

Am 28.12.1944 wurden wir dann mit einem Lkw nach Colmar transportiert. Diese Fahrt wurde kurz für einen Badeaufenthalt in Bad Krotzingen unterbrochen. In Colmar angekommen, wurde zunächst ein mehrstündiger Halt befohlen. Inzwischen beschlossen dann unsere Kriegsstrategen, dass ein Teil unserer Truppe mit Lkws an einen bestimmten Ort transportiert wird und der Rest diesen Weg zu Fuss zurückzulegen hat, bis die Lkws auf der Rückfahrt die Fusstruppen zum Aufsteigen erreichen. Dies wurde von uns einstimmig abgelehnt.

Die Lkws mussten uns alle in Colmar abholen. Heute ist mir klar, dass unsere Truppenführung nicht wusste, wo und wie sie uns zum Fronteinsatz bringen sollte.

In den ersten Januartagen 1945 wurde es grimmig kalt und es lag Schnee. Wir kamen zum Fronteinsatz in einem Wald auf einem Berg vor der Stadt Thann. Dort wurde dann am 20. Januar 1945 die Grossoffensive der Franzosen gegen die deutschen Truppen gestartet. Einige Tage vorher hatten wir einige Überläufer, Österreicher, die unsere Truppe auf Wachtposten in der Nacht unter Zurücklassung der Karabiner verliessen. Jeder von uns sehnte das Kriegsende herbei und unsere Nerven waren überstrapaziert.

Als am frühen Morgen zwischen 4 und 5 Uhr der Grossangriff der Franzosen, vorwiegend Marokkaner, begann, befand ich mich in einem Dickicht des Waldes, das mit Schnee und Eis zugefrozen war. Aus nächster Nähe, ich schätze vielleicht drei Meter, traf mich eine Salve aus einem Maschinengewehr in den linken Oberschenkel und im Umfallen in den linken Unterarm. Ich weiss, dass meine letzten Worte: «Sanitäter! Sanitäter!» waren, mehr weiss ich nicht mehr. Mein Bewusstsein verschwand schemenhaft auf dem Transport mit einem Akiashlitten zum Truppenverbandsplatz in einem Keller eines Hauses in Thann.

Dort erhielt ich eine Erstversorgung mit Verbänden etc. bis ich dann in einem Sanitätswagen zu einem Schuppen transportiert wurde. Hier wurde ich ausgeladen und neben an-

deren Verwundeten auf den Steinboden gelegt. Mein neben mir liegender Nachbar hatte eine Feldflasche in der Hand, die er mir zum Trinken reichte, denn ich hatte einen wahnsinnigen Durst.

Auf einmal schlug mir der anwesende Sanitäter die Feldflasche aus der Hand und schrie: «Hast du einen Bauchschuss?» Nachdem ich dies verneinte, durfte ich weitertrinken. Der Schuppen, in dem wir Verwundeten lagen, muss sich in der Nähe des Rheins befunden haben. Irgendwann wurden wir auf Fahrzeuge geladen und mit einer Fähre über den Rhein gebracht. Jedenfalls bin ich in Badenweiler in einem Lazarett gelandet.

Alle Geschehnisse nach meiner Verwundung erlebte ich mehr im Unterbewusstsein. Ich nehme an, dass ich auch entsprechende Spritzen erhielt. Den Zeitpunkt der Aufnahme im Lazarett in Badenweiler mit Datum 21. Januar 1945 entnehme ich meinem Soldbuch, das ich heute noch besitze.

Das führende Hotel Römerbad in Badenweiler war zu einem Lazarett umfunktioniert worden. Hier erlebte ich die schlimmsten Stunden meines Lebens, und trotzdem weiss ich heute, dass ich grosses Glück hatte, einem hervorragenden und einfühlsamen Arzt als Chirurg in der Behandlung meiner Verwundungen schicksalhaft begegnet zu sein. Er hatte mich täglich, morgens oder nachmittags, mal am Bein, dann wieder am Arm, in seiner kunstvollen Behandlung. Mein Bein und mein Arm waren durch den nahen Einschlag des Geschosses



Hotel Römerbad Badenweiler, mein Lazarett

schwarz von Pulverschleim, was zu einer Sepsis führte. Ich bekam mehrere Bluttransfusionen von Soldaten und Schwestern.

Eines Abends kam mein Arzt zu mir ans Bett und sagte: «Junge, wenn ich Dich am Leben erhalten soll, werde ich das Bein amputieren müssen!». Ich antwortete: «Ich bin 21 Jahre alt, ich vertraue Ihnen, tun Sie das, was Sie tun müssen». Ich habe diese Unterhaltung immer noch, nach über 60 Jahren wortwörtlich in meinem Kopf.

Mit dem Wissen, mein Bein zu verlieren, brachten sie mich am nächsten Morgen in den Operationssaal. Als ich aus der Narkose aufwachte, lag neben mir auf einer Liege eine Schwester, die mit mir durch Leitungen mit einer Bluttransfusion verbunden war. Sie merkte, wie ich mit meiner rechten

Hand versuchte, nach meinem linken Bein zu greifen. Sie hielt meine Hand und sagte: «Das Bein ist noch dran».

Am Abend kam dann der Arzt zu mir und sagte, er hätte alles versucht, das Bein zu erhalten. «Hoffentlich darfst Du es behalten.» Leider weiss ich den Namen dieses Arztes nicht mehr, ich weiss nur noch, dass er aus Berlin kam. Ihm sagte ich, und das tat ich mein ganzes Leben lang, vielen vielen Dank.

Von meinem Aufenthalt im Lazarett «Hotel Römerbad» habe ich noch eine ganz besondere Erinnerung. Mein Bett stand in einem kleinen Zimmer, das mit einer roten Rosenmusterpete tapeziert war. Die roten Rosen machten mich als Kranken sehr unruhig. Die Schwestern wollten mir alle Wünsche erfüllen, doch ich hatte keinen. Sogar ein gebratenes Hähnchen boten sie mir an, doch ich hatte nur Durst. Mit viel List und Tücke fütterten sie mich mit ein paar Bissen von einem Schinkenbrot.

Es dauerte einige Tage, bis ich transportfähig war. Am 7.2.1945 wurde ich mit einem Sanitätswagen nach Kenzingen bei Freiburg gefahren. Dort stand ein Lazarettzug, in den stundenlang Verwundete eingeladen wurden. Aber selbst hier fand eine Tragödie statt. Der Lazarettzug wurde von zwei englischen Jabos (Jagdbomber-Flugzeugen) mehrmals umflogen und beschossen. Wie die Sanitäter sagten, hatten wir in diesem Zug dann noch zwei Tote zu beklagen. Sowohl die Sanitätswagen als auch der Zug waren überall mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet.

Nach Stunden setzte sich der Zug in Bewegung. Ich lag in dem dreistöckigen Lazarettzugwagen im Mittelbett und konnte von hier aus die Reklame von Kathreiners-Malzkaffee am Bahnhof in Kornwestheim gut lesen. Ich bat die Sanitäter, mich hier auszuladen, weil dies meine Heimat wäre, doch es war nicht möglich. So fuhr der Zug die ganze Nacht hindurch, bis wir morgens am 8. Februar 1945 in Österreich in Tirol in Landeck-Zams etwa um 5 Uhr ankamen.

Es war sehr kalt und es lag Schnee. Mühevoll wurde der gesamte Lazarettzug von Verwundeten ausgeladen. Wir wurden im Schneetreiben auf Baulastwagen gelegt, mit Planen zugedeckt und auf dem schnellsten Weg in das dortige Sanatorium und in die angebaute Klosterschule gebracht. Ich wurde aus einem der letzten Wagen ausgeladen und kam in das Teillazarett in der Klosterschule. Hier wurde ich in einem Saal untergebracht, in dem mehrere Verwundete nebeneinander in den Betten lagen, denn das Haupthaus, das Sanatorium, war bereits überfüllt. Die Ärzte waren überfordert, denn ihnen erschien jeder schwer verwundet.

Erst nach einer intensiven Sichtung konnte der Austausch vom Sanatorium zur Klosterschule erfolgen. An welchem Tag und zu welcher Zeit für mich meine schicksalhafte Stunde schlug, daran kann ich mich nicht erinnern. Jedenfalls erwachte ich aus dem Koma, als ich allein in einem Zimmer lag. Vor mir stand ein Pater mit seiner braunen Kutte, in der

rechten Hand hatte ich ein Sterbekreuz als Sterbesakrament der letzten Ölung und links und rechts waren Ärzte, die mir eine Injektion verabreichten. Und ich sah Schwestern, die vor brennenden Kerzen beteten. Bald darauf wurde ich vom Teillazarett ins Sanatorium verlegt. Hier fand ich dann im Zimmer 46 meine monatelange Liegestatt. Dem Chefarzt, Primär Brenner, verdanke ich eine fürsorgliche, medizinisch erfahrene Betreuung. Mein verwundetes Bein wurde auf eine so genannte Braunsche Schiene gelegt. Mein Bein lag vom Knie ab, abgewinkelt nach oben auf der Schiene, so dass der gesamte Oberschenkel nach unten an der Schiene lag. Der Primär erklärte mir meine ganzen Verwundungen am Bein und am Arm ganz genau, so dass ich selbst die Gefahren meiner Wunden erkennen konnte. Weil meine Wunde an der Innenseite des Oberschenkels war, bestand die Gefahr, dass die Giftstoffe, Eiter etc. einen leichten Weg zum Rückenmark hatten, was tödlich gewesen wäre. Unser Zimmer war mit acht Mann belegt, und jeder kämpfte um sein Leben. In diesem Zimmer starben in Abständen sieben Mann.

In den Sommermonaten 1945, als es mir etwas besser ging, schob man mich im Rollstuhl auf einen Balkon und ich beobachtete, wie der 45. Tote aus unserem Lazarettzug beerdigt wurde.

In den Monaten, als ich wie ein Brett im Bett lag, sah ich durch das Zimmerfenster eine kleine grüne Wiese am Berg- hang auf der gegenüberliegenden Seite vom Sanatorium. In den letzten Kriegstagen machte die Schweiz als Nachbarstaat zu Österreich dem Lazarett ein Angebot, 40 Schwerverwun- dete aufzunehmen. Der Primär machte mir den Vorschlag, dieses Angebot anzunehmen, doch die amerikanischen Trup- pen waren schneller. Die Gegend um Landeck-Zams war in den letzten Kriegstagen sehr gefährdet, weil viele Nazigrös- sen sich in den Bergen verschanzt hatten. Da stellte sich ein Geistlicher mit einem weissen Tuch den Amerikanern entge- gen, die aus Richtung Imst kamen, um Zams mit über 1'000 Verwundeten kampflös zu übergeben. So ist es dann auch ge- schehen. Nur kurz öffnete dann später ein amerikanischer Of- fizier die Tür unseres Zimmers, das war die einzige Begeg- nung, die ich mit dem so genannten Feind hatte.

Während meiner intensiven Bettlägerigkeit wurde ich hervorragend von den Ordensschwestern betreut. Eine Schwester fütterte mich, eine andere erledigte meine Brief- post. Beim Bettenmachen brauchte ich immer drei Personen. Zum Nachtdienst waren immer zwei Schwestern auf der Sta- tion. Gegen Ende des Krieges kam immer eine Ärztekommis- sion, um nach KV-genesenden Soldaten zu sehen. Der Primär stand dann immer vor meinem Bett und sagte: «Das ist ein armer Teufel, er hat eine Fundgrube von Lähmungen».

Vom Lazarett aus wurden meine Eltern verständigt, dass ihr Kommen dringend erwünscht sei. Ich gab einer Schwester den Auftrag, sie möge meinem Vater schreiben, er solle Parfüm und Kölnisch Wasser mitbringen. Mein Vater hatte einen Freund und der hatte eine Drogerie. Als dann mein Vater zu Besuch kam, sah er, warum ich diesen Wunsch hegte. Er sass neben meinem Bett und roch den Gestank meiner Verwundungen und den Gestank meines Nachbarn, der eine Eiterflasche neben dem Bett stehen hatte, in die der Eiter von seinem Lungenschuss abfloss.

Mit besonderer Sorgfalt versorgte uns im Zimmer 46 der Sanitäter Gebhardt. Er war auch stets zur Stelle, wenn einer in unserem Zimmer im Todeskampf lag. Er betete mit ihm und schloss ihm dann die Augen. Erst später erfuhr ich, dass er ein Klosterbruder aus dem Kloster in Imst war. Er holte mich, als ich wieder etwas Mensch geworden war, jeden Sonntag mit der fahrbaren Bahre zum Kirchgang in die Sanatoriumskapelle ab. Er organisierte zwei Mithelfer, dann beteten sie mich zu Dritt auf die Bahre. Wenn um 10 Uhr die Messe begann, stand ich meistens um 9 Uhr als Erster am Altar.

Eines schönen Tages stand plötzlich einer vor meinem Bett, las an der Tafel meinen Namen und schrie laut «Mensch, Du lebst!». Es war Eugen Baumann aus Unterboihingen bei Stuttgart, der in meiner Kompanie war. Er erzählte mir, dass er mir das Leben gerettet hatte. Er sei in Thann mit einem anderen Kameraden vorgerobbt und hätte mich aus dem Wald-

dickicht auf eine Plane gezogen. Auf einem Akia hätten sie mich dann zum Truppenverbandsplatz gebracht. Er wurde einige Tage später verwundet und kam dann mit dem gleichen Lazarettzug wie ich nach Zams. Er wurde beim Ausladen gleich ins Sanatorium ins Zimmer 46 gelegt. Er hatte einen Unterschenkelschussbruch und konnte mit einem Gipsverband schon wieder gehen. Er wurde ins Teillazarett verlegt und wollte seine Zimmergenossen von Zimmer 46 besuchen. Ich war natürlich glücklich, von ihm zu erfahren, dass ich ihm mein Leben verdankte und sah mich in der Dankesschuld.

Mittlerweile war es Sommer geworden und mein Zustand hatte sich zusehends gebessert. Mein Bein sollte von der Braunschen-Schiene befreit werden und auf eine ebene Schiene gelegt werden. Doch dies war nicht möglich, denn das Knie war durch die mehrmonatige Abwinklung nicht mehr zu bewegen. Nun begann für mich eine sehr schmerzhaft neue Tortur, eine Beugekontrastierung meines Beines. Die erfolgte in Narkose im Operationssaal. Als ich aufwachte, lag mein Bein langgestreckt auf einer Schiene und mein Knie war mit einem Sandsack beschwert. Nachdem meine Narkotisierung keine Wirkung mehr hatte, bekam ich Schmerzen, die alles übertrafen, was ich bisher von meinen vielen Operationen gewohnt war. Ich bekam Morphinum. Langsam wurde ich dann

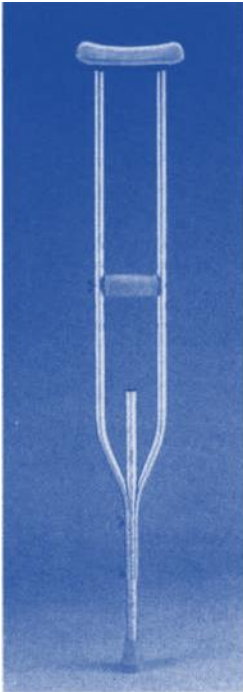
im Übergang mit Schmerztabletten betäubt. Hier erinnere ich mich an eine mir sehr wohl gesonnene Nachtschwester. Sie war sehr jung und als Novizin Klosterschwester. Sie stand nachts oft neben meinem Bett, tröstete mich und ihr habe ich manche Extrazulage von Schmerztabletten zu verdanken.

Es war Schicksal, dass ich dieser Schwester nach Jahren, ich glaube es war 1958, wieder begegnete. Ich ging an der Uferpromenade im Hafen von Lindau am Bodensee spazieren und sah auf einer Bank sitzend eine Ordensschwester. Nach zweimaligem Hinschauen erkannte ich meine Nachtschwester von Zams. Ich setzte mich neben die Schwester auf die Bank und sagte ihr, sie sei meine Nachtschwester vom Sanatorium in Zams gewesen. Sie stutzte erst, denn sie hatte mich ja noch nie in Zivil gesehen. Aber sie erinnerte sich dann an mich so gut wie ich mich an sie. Leider war es nur eine kurze, aber für uns beide eine sehr erfreuliche Unterhaltung, denn sie musste dann mit dem Schiff nach Bregenz abfahren.

Nachdem sich mein Zustand im Lazarett in Zams verbessert hatte, fragte ich immer wieder die Stationsschwester, ob es nicht unter den vielen Verwundeten jemand gäbe, der ähnliche Verwundungen an Bein und Arm habe und wie dieser sich fortbewegen könne. Es gab Doppelamputierte, aber keinen Fall wie mich. Bis eines Tages einer meiner Zimmergenossen sogenannte Achselkrücken bekam.

Ich liess mich aus meinem Bett heben und mit Unterstützung stellte ich mich auf mein rechtes, gesundes Bein. Die Krücken nahm ich unter meine Achselhöhlen, links und rechts und meinen linken Arm schob ich durch die Krückenthalterung, so dass ich die linke Krücke mit dem Ellenbogengelenk bewegen konnte, und mit der rechten Hand konnte ich mich am Haltegriff der Krücke aufstützen. Diese Art mich zu bewegen, war dann eine Dauereinrichtung von über einem Jahr.

Nachdem diese Fortbewegungsmöglichkeit für mich gegeben war, hatte der Primär veranlasst, mich an die Universitätsklinik in Innsbruck zur Untersuchung meines linken Ar-



mes zu überweisen. Zusammen mit einem weiteren Kameraden, der ebenfalls eine Armverwundung hatte und dessen Arm auf einem Gestell befestigt war, wurden wir unter Bewachung von zwei französischen Unteroffizieren, bewaffnet mit Maschinenpistolen, im Personenzug nach Innsbruck transportiert. Dort sollte untersucht werden, ob eventuell eine Nervennaht zur Behebung meiner Handlähmung möglich war. Leider war dies nicht möglich, so-

[Meine Krücken

dass ich mit meiner gelähmten linken Hand zeitlebens leben musste.

Eine ganz besondere Behandlung erlebte ich aber mit der Elektrotherapie von Ordensschwester Gabriele im Sanatorium in Zams. Sie hatte ein Geheimrezept für die Beweglichkeit meiner Finger an der gelähmten linken Hand und für mein Knie. Sie massierte mich mit dem Fett von Murmeltieren. Sie nannte es «Huramentenfett». Diese Behandlung war ein voller Erfolg, denn die Versteifung meiner Finger und die Beweglichkeit meines Knies konnte wundersam behoben werden.

Als ich dann nach Monaten, im Mai 1946, wieder etwas Leben in meinem linken Bein verspürte, bekam ich einen Stützapparat. Dieser Apparat war wie eine Beinprothese, der mein Bein vom Fuss bis zum gesamten Oberschenkel umfasste. Da erinnerte ich mich voll Dankbarkeit an meinen Berliner Arzt im Lazarett in Badenweiler, denn wäre mein Bein amputiert worden, so hätte ich später nur mit einer Beckenprothese bedient werden können, denn der Stumpfen am Oberschenkel wäre viel zu kurz gewesen, um einer normalen Beinprothese Halt zu geben.

Die amerikanischen Truppen übergaben dann das Gebiet ihren Alliierten, den Franzosen. So war das ganze Areal, Kloster und Sanatorium, Tag und Nacht von Franzosen bewacht.

Mit meinen Krücken bekam ich ein ganz anderes Lebens-

gefühl, endlich konnte ich mich ganz allein fortbewegen. Bei herrlichem Sonnenschein konnten wir uns auf die Wiese legen, die das Sanatorium mit der Klosterschule verband. Wir gründeten kleine Schauspielgruppen. Ein Kamerad, der im Zivilberuf an einer Oberschule unterrichtete, suchte Sänger, mit denen er eine Messe einstudieren wollte. Ich meldete mich und wir waren dann 15 Mann. Wir sangen in der Sanatoriumskapelle die «Deutsche Messe» von Franz Schubert.

Zum Schluss war der Soldatenchor so bekannt, dass wir einmal in der Kapelle und dann wieder mal in der Klosterkirche sangen. Als Lohn bekamen wir nach der Kirche in der Hausküche eine Wurst und ein kleines Laibchen Brot. Ein weiteres Laibchen Brot im Durchmesser von etwa 25 cm konnte ich aufs Zimmer mitnehmen, das ich dann an meine Zimmerkameraden verteilte.

Die Lebensmittelzuteilung war von den Franzosen sehr gering, so dass die Ordensschwester das meiste aus ihren eigenen Erzeugnissen aus dem Klostergarten beisteuerten. Dank der Resonanz unseres Kirchenkonzertes bei der Bevölkerung waren wir fast jeden Sonntag in Aktion.

Nach einer Sonntagsmesse kam mal eine Frau auf mich zu und sagte: «Sie leben noch! Ich freue mich, ich war schon so oft auf dem Friedhof und habe Ihr Grab gesucht.» Diese Frau hatte im Sanatorium im Zimmer 46 das Zimmer gereinigt und mein Leiden damals miterlebt.

Vielleicht sind diese Todesahnungen, Verwundungen, letzte Ölung, und dann diese Frau für mich eine Vorsehung für ein langes Leben.

Inzwischen waren auch mehrere Ehefrauen von Verwundeten in Zams eingetroffen, um gegebenenfalls ihre genesenden Ehemänner mit nach Hause zu nehmen. So war eine Arztvisite von einem französischen Arzt angesagt und die zur Entlassung bereitstehenden Kameraden wurden vorgeladen. Wir alle wunderten uns, dass dann ein geschlossener Abtransport unserer Kameraden nach Landeck erfolgte. Da die Eisenbahnlinie mitten durch den Park des Klostergeländes führte, waren wir im Garten, um unseren Kameraden im Zug zuzuwinken. Die Enttäuschung habe ich bis heute noch nicht verschmerzt. Sie winkten aus einem Güterwaggon, oben durch einen mit Stacheldraht abgeschirmten Lüftungsschlitz mit ein paar Händen. Wir alle, und vor allem die Ehefrauen waren tieftraurig, so einen Abschied zu erleben. Sie kamen nicht nach Hause, sondern sie gingen in die Gefangenschaft. Ich weiss es deshalb sehr genau, weil mein Lebensretter, Eugen Baumann, mit dabei war.

Der Sommer 1945 verging, der Herbst kam und mit ihm begann die kalte Witterung. Unsere österreichischen Kameraden und die Bevölkerung bezeichneten uns als Piefkes und wünschten uns nach Hause. Erst jetzt bemerkten wir, dass Österreich zu den Verfolgten des Naziregimes Hitlers gehörte.

Certificate of Discharge Entlassungsschein

All entries will be made in block Latin Capitals and will be made in Ink or Type Script.

Alle Eintragungen sind in grossen lateinischen Anfangsbuchstaben vorzunehmen. Tinte oder Schreibmaschine benutzen.

Personal Particulars Persönliche Angaben

Surname of Holder **ENGSTER**
Zuname des Inhabers

Date of Birth **11. 8. 1923**
Geburtsdaten
Day Month Year
Tag Monat Jahr

Christian Name **Artur**
Vorname

Place of Birth **Stuttgart**
Geburtsort

Civil Occupation **pupil**
Zivilberuf

Family Status Single
Stand Ledig

Home Address **Lerchenstr. 85**
Wohnadresse
Stuttgart-West

~~XXXXXXXXXX~~
~~XXXXXXXXXX~~
~~XXXXXXXXXX~~

I hereby certify that to the best of my knowledge and belief the particulars given above are true.
Ich bestätige nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind.

Number of children who are minors **NONE**
Anzahl der minderjährigen Kinder

I also certify that I have read and understood the "Instructions to Personnel on Discharge" (Control Form D.1).

Ich bestätige weiter, dass ich die „Anweisungen an das Personal bei Entlassung“ (Kontroll-Form D.1) gelesen und verstanden habe.

Signature of Holder
Unterschrift des Inhabers

Artur Engster
ENGSTER Artur

Name of Holder in Block Latin Capitals
Name des Inhabers in grossen lateinischen Anfangsbuchstaben

† Delete that which is inapplicable.
Nichtzutreffendes durchstreichen.

**Medical Certificate
Ärztliches Gutachten**

Distinguishing Marks... Scars left thigh, left forearm. Amputation left 1st toe.
 Besondere Kennzeichen

Disability, with Description State after... compound fracture left forearm with partial
 Untauglichkeit (beschreiben) paralysis of radialis nerve. State after penetrating
 wound right thigh; complete paralysis of peroneus nerve. Permanent disability

Medical Category Able to do light work.
 Ärztliche Klassifizierung

I certify that to the best of my knowledge and belief the above particulars relating to the holder are true and that he is not verminous or suffering from any infectious or contagious disease.

Ich bestätige nach bestem Wissen und Gewissen, dass die sich auf den Inhaber beziehenden, obigen Angaben wahr sind und dass er frei von Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten ist.

Signature of Medical Officer *K. V. Waite*
 Unterschrift des Militärarztes
 K.V. Waite
 Capt.M.C.

Name and Rank of Medical Officer
 Name und Dienstgrad des Militärarztes In Block Latin Capitals
 . In grossen lateinischen Anfangsbuchstaben

III

The person to whom the above particulars refer was discharged on 8. 10. 1945
 Die Person, auf die sich obige Angaben beziehen, wurde entlassen am
 (Date of Discharge)
 (Datum der Entlassung)

From the* ARMY
 Von der (dem)



Right
 Thumbprint
 Rechter
 Daumenabdruck

* Insert Army, Navy, Air Force, Volkssturm or Para-Military Organization, e.g. "RAD", "NSFK", etc.

Hier ist Armee, Kriegsmarine, Luftwaffe oder halbmilitärische Verbände, wie Reichsarbeitsdienst, Nationalsozialistisches Fliegerkorps usw. einzusetzen.

Certified by
 Beglaubigt durch

Name, rank and appointment of Allied Discharging Officer JOHN P. OWENS
 Name, Dienstgrad und Titel des entlassenden Offiziers 2 LT. INF.
 In Block Latin Capitals
 In grossen lateinischen Anfangsbuchstaben.

Handwritten notes in the bottom left corner, possibly 'Serial 40.000' and a signature.

Nun kam am 8. Oktober 1945 der Tag, an dem wir in einem Lazarettzug nach Deutschland, nach Weingarten bei Ravensburg transportiert wurden. Wir wurden mit Landwirtschaftsfuhrwerken als Gehbehinderte zum Bahnhof Landeck gebracht und dort in den Lazarettzug verladen. In Weingarten angekommen, wurden wir zunächst in ein leerstehendes Gefangenenlager gebracht. Die dortige amerikanische Führung hatte mit uns ein Einsehen, denn sie veranlasste die sofortige Entlassung. So erhielt ich am 8.10.1945 die von einem amerikanischen Offizier unterschriebene Entlassungsurkunde.

Wir wurden dann am späten Nachmittag zum Bahnhof von Weingarten gebracht. Dort stand ein Personenzug, der am Ende einen offenen Güterwaggon angekoppelt hatte. In diesen Güterwaggon wurden wir auf den mit Kohlestaub verschmutzten Boden gesetzt und fuhren nun bis Ulm. Es war schon Abend geworden, bis uns Bahnbeamte aus dem Waggonverlies befreiten.

Aber wie komme ich jetzt nach Stuttgart? Zwei Bahnbeamte sagten, da vorne stünde ein Güterzug, der fahre nach Kornwestheim. Ein Kamerad und ich waren sofort damit einverstanden, hier mitzufahren. Ein Waggon war offen mit Blechemballagen beladen, die mit einer Plane abgedeckt waren. Die beiden Beamten lupften uns auf diesen Waggon und wir fuhren sitzend, auf den Blechbehältern und abgedeckt, unter der Plane, bis nach Kornwestheim. Dem Lokführer sagten

sie Bescheid, so dass wir dort wieder Bahnbeamte fanden, die uns von dem Waggon herunterholten.

Nun waren wir frühmorgens angekommen, als noch eine Ausgangssperre von der Militärregierung befohlen war. Wir hielten uns solange in einem Bahnwärterhäuschen auf und gingen dann gegen 6 Uhr den Bahndamm entlang bis zum Bahnsteig der Vorortbahn in Kornwestheim. Mit einem aus Sackrupfen gefertigten Rucksack auf dem Rücken, fuhr ich zum Hauptbahnhof in Stuttgart.

Unterwegs am Stuttgarter Nordbahnhof gab es ein Hallo, denn der Bruder meines Schulkameraden Heinz Schlenker, Walter, stieg ein. Er begleitete mich dann nach Hause, wo ich morgens gegen 7 Uhr am 9. Oktober 1945 ankam.

Die Freude meiner Eltern und mir war gross, doch mein körperlicher Zustand war weniger erfreulich. Meine Mutter hegte und pflegte mich. Sie hatte mit ihren Lebensmittelmarken kleine Reserven angelegt, so dass ich jetzt den Himmel auf Erden erlebte. Mit einem Wort, die ganze Familie Engster war glücklich.

So endete meine Leidenszeit mit dem Glücksgefühl meiner Heimkehr.

III. EPOCHE: AUFBAUZEIT

Nach diesen leidvollen Kriegsjahren wollte ich endlich mein Schicksal selbst bestimmen. Niemals mehr eine Waffe in die Hand nehmen und nur noch in Frieden und Freiheit leben. Als Krüppel auf Krücken und ohne Beruf erkannte ich schon bald die rauhe Wirklichkeit. Mein Zuhause war nicht mehr die Heimat, die ich vor Jahren verliess. Die Stadt lag in Schutt und Asche, viele Freunde und Bekannte lebten nicht mehr, sie waren an der Front gefallen oder durch Fliegerangriffe umgekommen.

Lebensmittel gab es nur auf portionierte Karten, z.B. Fleisch, Fett, etc. in 50 g-Portionen, man sammelte im Wald Buchecken, um daraus Öl zu machen, Kartoffeln, Mehl, etc., alles war rationiert. Schuhe, Schuhledersohlen, Bekleidung gab es nur auf Bezugscheinantrag. Der Schwarzmarkt am Schlossplatz und in der Reinsburgstrasse für Zigaretten und Lebensmittel blühte.

Da meine Verwundungen mir Probleme machten, musste ich mich in ärztliche Behandlung begeben. Auf dem Nachhauseweg von einem Arzttermin erlebte ich erneut die Kriegsfolgen.

Ich ging mit meinen Krücken, um den Heimweg abzukürzen, von der Gartenstrasse durch das «Kasernengänge» hinter der Rotebühlkaserne hinüber zur Weimarstrasse. Als ich in der Weimarstrasse ankam, empfing mich ein amerikani-

scher Militärpolizist mit der Aufforderung: «Komm mit!», und er brachte mich zur amerikanischen Militärkommandantur, die sich in dem Haus Ecke Kasernengänge und Weimarstrasse befand. Dort erklärte mir ein Offizier: «Sie haben das Verbotsschild ‚of Limits‘ vor dem Durchgang Kasernengänge-Weimarstrasse nicht beachtet und ich verhafte Sie hiermit.» Ich kam in eine Zelle des Militärgefängnisses, ohne zu wissen, wie lange dieser Arrest dauern würde. Nach einer Stunde wurde die Zelle geöffnet und ich durfte mit meinen Krücken den Nachhauseweg antreten.

Mitte November geschah dann etwas Lebensentscheidendes für mich. Beim Aussteigen aus der Strassenbahn war mir eine junge Dame behilflich, die mich dann auch noch ein Stück meines Weges begleitete. Da sie mir sympathisch war, fragte ich, ob ich sie mal wieder treffen dürfte. Wir vereinbarten ein Treffen in einem kleinen Café. Aus dieser Bekanntschaft wurde später dann meine Ehefrau, mit der ich bis heute über 50 Jahre verheiratet bin.

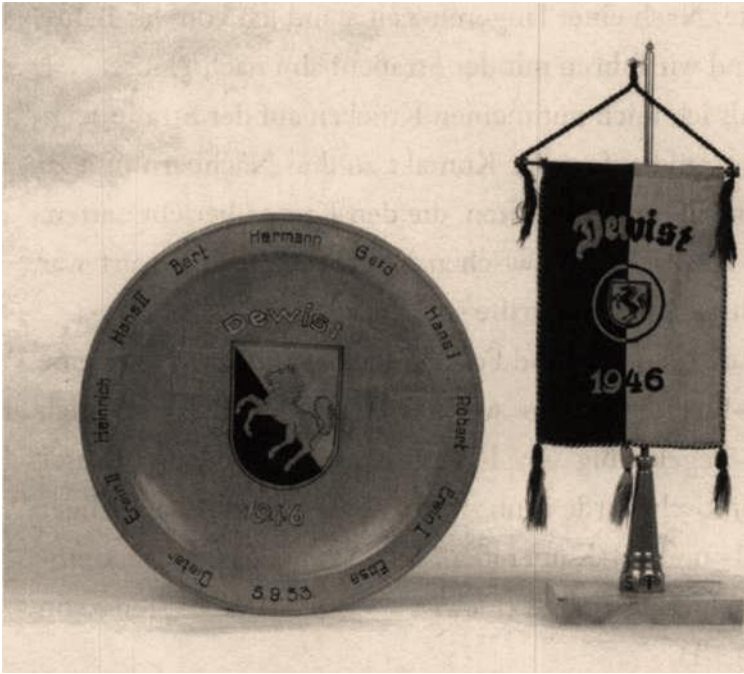
Als meine Freundin begleitete sie mich auch ins Marien-Hospital, als ich im Dezember 1945 dort in der Ambulanz operiert wurde, weil einige Splitter in meinem Arm entfernt werden mussten. Nach der Operation wurde ich auf einer Bahre in den Flur des Krankenhauses geschoben. Meine Freundin erhielt eine Nierenschale, als Vorbeugung, falls ich mich nach der Athernarkose übergeben musste. Nach einer

Zeit stand ich von der Bahre auf und wir fuhren mit der Strassenbahn nach Hause.

Als ich mich mit meinen Krücken auf der Strasse zeigte, entstand sofort der Kontakt zu den Nachbarn und zu Freunden und Bekarmten, die den Krieg überlebt hatten. Man bewegte sich zwischen Ruinen, denn Stuttgart war durch die Fliegerangriffe sehr zerstört.

Ecke Schwab- und Forststrasse machte eine Eckkneipe auf. «Herzog-Eugen» war der Name. Dort traf ich mich dann regelmässig am Freitag zum Stammtisch. Dieser Stammtisch wurde dann zu einer Sammelstelle ehemaliger Schul- und HJ-Kameraden. Wir gründeten den Stammtisch «Dewist 1946». (Dewist = «Der wilde Westen» von Stuttgart)

Dank der fürsorglichen Pflege meiner Eltern und meiner Freundin spürte ich kleine Fortschritte an meinem gelähmten linken Bein. Ich sehe noch heute das Bild, wie mein Vater, neben mir auf dem Sofa sitzend, immer meinen Fuss anschaute und dann plötzlich sagte: «Du, ich glaube, Deine Zehen haben sich etwas bewegt.» Wenn es auch nur Millimeterbewegungen waren, aber ich spürte selbst, es ging aufwärts. Jeden Tag machte ich Übungen, massierte mein Bein, beobachtete, ob sich Gefühle im Bein, im Fuss oder in den Zehen bemerkbar machten. Rehapraxen, Physiotherapeuten gab es Ende 1945, Anfang 1946 noch nicht. Der Wille, ich



**Hochzeitsteller (ein Geschenk meines Stammtisches an mich
anlässlich meiner Hochzeit) und Stammtischwimpel, Gründung 1946**

möchte mein Leben nicht in diesem Zustand führen, gab mir die Kraft, an mir zu arbeiten und mich zu verändern.

Ich suchte Hilfe bei einem Orthopäden, der mir dann zur Stabilität meines Beines einen Stützapparat verordnete. Im Mai 1946 wurde mir in der orthopädischen Werkstatt der Firma Weber und Greisinger dieser Apparat gefertigt und bei einem orthopädischen Schuhmacher, in der Landhausstrasse in Stuttgart-Ost, entsprechende orthopädische Schuhe gefertigt.



Das erste Foto als Zivilist, 1946

Bereits im Januar 1946 zog ich in mein eigenes Zimmer, in meine Mansarde unter dem Dach des Hauses ein. Mit der rechten gesunden Hand hielt ich mich am Treppengeländer fest und mit meiner gelähmten linken Hand hatte ich eine eigene Technik entwickelt, wie ich mich mit meinen Achselkrücken abstützen konnte. So hüpfte ich mit meinem gesunden rechten Bein von Treppenstufe zu Treppenstufe nach oben in mein eigenes Reich.

Allerdings dauerte die Freude an meinem eigenen Bett im eigenen Zimmer nicht lange. Eines Nachts fing es an zu regnen, plötzlich wurde ich im Bett durch Regentropfen geweckt. Da sah ich, dass durch die Zimmerdecke von oben der Regen durchkam. So musste ich bei Nacht und Nebel mein Domizil räumen. Am anderen Tag wurde mir eröffnet, dass das Hausdach durch Fliegerschaden beschädigt war und erst einmal mit Dachziegeln gedeckt werden musste. Sobald man auf Bezugschein neue Dachziegel zugeteilt bekäme, könne das Dach doppelt gedeckt werden. Nach Vorsprache beim Bezugsscheinamt, wo ich mit meinen Krücken gehend um Zuteilung bat, konnte ich erreichen, dass uns eine Menge Dachziegel und auch eine kleine Menge Fensterglas zugeteilt wurde.

Von Tag zu Tag sah ich Fortschritte bei meinem Gesundheitszustand und akzeptierte meine Behinderungen.

Jetzt begann die Zeit, da meine berufliche Existenz an die erste Stelle rückte. Als Absolvent der Wirtschaftsoberschule war mein beruflicher Weg vorgezeichnet, entweder Studium

der Volkswirtschaft oder Praxis in kaufmännischer Richtung. Der Vater meines Freundes, Dr. Horst Wolpert, wurde Direktor einer Versicherungsgesellschaft. Er kannte meinen schulischen Werdegang und auch meine Behinderungen. Er bot mir an, mich in seiner Firma als Volontär aufzunehmen und ordnungsgemäss bei der Industrie- und Handelskammer zu einer Abschlussprüfung als Kaufmann anzumelden. Ich erhielt von dort den Bescheid, dass ich nach einer einjährigen Volontärzeit zur Handelskammerprüfung zugelassen würde. So geschah es dann auch, ich legte meine Prüfung im Herbst 1947 ab.

Die Firma, in der ich ein Jahr arbeitete, war der Württembergische Versicherungs-Verein a. G., der seine Notunterkunft in Stuttgart-Vaihingen, in einem fliegerbeschädigten Fabrikgebäude der ehemaligen Firma Stump & Kurz fand. Die Versicherung war in der Innenstadt von Stuttgart, in der Olgastrasse, ausgebombt und fand nun dort ihren Unterschlupf.

Der Fabriksaal war notdürftig repariert und in der Mitte des Saals stand ein grosser Kanonenofen, der mit Holz und Kohle beheizt wurde. Das Direktionszimmer war mit einer Sperrholzverkleidung vom Fabriksaal abgetrennt. Die beiden Direktoren, Dr. Hofmann und Herr Dir. Wolpert, arbeiteten beide in diesem Zimmer. Vor dieser Sperrholzwand stand der Schreibtisch des Direktionsassistenten, Dr. Frenzel, ihm direkt gegenüber hatte ich meinen Schreibtisch und am Kopf-

ende der beiden Schreibtische war der Tisch der Direktionssekretärin, Fräulein Roth. Dr. Frenzel war Diplom-Mathematiker, aber als ehemaliger Parteigenosse der NSDAP wurde er in einem Spruchkammer-Entnazifizierungsverfahren zurückgestuft und durfte nur für 300 Reichsmark monatlich arbeiten und die Direktion nicht betreten. So wurde ich zum Adlatus zwischen Direktor Wolpert und Dr. Frenzel.

Ich erinnere mich an einen Vorgang. Dr. Frenzel bearbeitete die Immobilien der Versicherung und gab mir einen Brief zum Lesen. Die Mieterinnen einer Wohnung beklagten sich über ihre Wohnungsnachbarin, sie beherberge in der Wohnung einen fremden Mann, obwohl ihr Ehemann im Krieg gefallen sei. Dr. Frenzel war damit gezwungen, den Tatbestand zu überprüfen, denn ansonsten hätte sich die Versicherung der Kuppelei, nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches, schuldig gemacht. Die Überprüfung hatte ergeben, dass die Frau ihren Bruder vorübergehend aufgenommen hatte, weil er nicht nach Frankfurt/Oder in die russische Zone fahren konnte. So streng waren damals noch die Sitten und Gebräuche.

In der Versicherung war ich damals mit Dividendenberechnungen aus den Versicherungspolicen der verstorbenen Versicherten beschäftigt. Da ich bei Schnee und Glatteis mit meinen Behinderungen nur sehr beschwerlich mit der Strassenbahn nach Vaihingen fahren konnte, wurde mir erlaubt,

dass ich Sterbeakten im Rucksack mit nach Hause nehmen durfte. So machte ich in dieser Zeit wöchentlich die Berechnungen. Obwohl ich sicherlich bei der Versicherung beruflich eine Chance gehabt hätte, geisterte in meinen Kopf immer der Gedanke einer beruflichen Selbstständigkeit.

Hierzu gehörte vor allen Dingen, sich eine Beweglichkeit zu verschaffen. Am Rosenbergplatz hatte sich eine Fahrschule etabliert, die mit einem alten Opel P4 Fahrschüler ausbildete. Herr Kindler war der Inhaber und gleichzeitig der einzige Fahrlehrer. Ich erkundigte mich nach den Bedingungen der Fahrschule. Um überhaupt als Schüler angenommen zu werden, musste man einen Kanister Benzin mit 20 Liter Inhalt beibringen. Mit viel List und Tücke gelang es mir, diesen Kanister Benzin zu organisieren und ich konnte meine Fahrschule beginnen. Nach wenigen Fahrstunden wurde ich zur Prüfung zugelassen und erhielt am 25. August 1947 meinen Führerschein. Dem Fahrlehrer war nicht das Geld für die Fahrstunde wichtig, sondern das Benzin.

Nun war der erste Schritt, die Beweglichkeit, zur Selbstständigkeit getan und so besuchte ich Ende 1947 die Immobilienfirma Pfeiffer in Stuttgart, die sich auch mit Geschäftverkäufen befasste. Sie vermittelte mir unter anderem eine Kaffeeabrik in Ellwangen, die einen Sozius für ihre Malzkaffeeabrik suchte.

Ich fuhr nach Ellwangen, sah mir das Unternehmen an, bemerkte aber dann beim Mittagessen, zu dem ich eingeladen

wurde, dass ich hier auch die Tochter mit übernehmen sollte. Heute trinke ich Bohnenkaffee und keinen Malzkaffee.

Einmal besuchte ich einen Ingenieur, der ein ausziehbares Scherengitter für Beleuchtungen erfunden hatte und sich mit der Neuentwicklung einer Maschine befasste. Bald erkannte ich, dass er sich mit der Erfindung des Perpetuum mobile beschäftigte und sagte ihm, er solle mir Bescheid geben, wenn diese Maschine in Betrieb sei. Bis heute habe ich nichts von ihm gehört.

Eines Tages bot mir die Firma Pfeiffer eine Bautrocknungsfirma an. Der Senior dieser Firma war in Berlin ausgebombt und wohnte mit seiner Gattin in Stuttgart in der Hauptmannsreute. Ich vereinbarte einen Besuchstermin und liess mir das Angebot erklären. Der Vorgang einer Bautrocknung und Baubeheizung war mir völlig neu, doch bei weiteren Überlegungen kam ich zu dem Entschluss, dass diese Idee interessant sein könnte.

Stuttgarts Innenstadt war total zerstört, doch so langsam wollten die Unternehmen mit dem Aufbau ihrer Geschäfte wieder beginnen. Herr Schwartzkopf, der Senior der Firma, erklärte mir die Funktionen und Arbeitsweisen seiner patentierten Bautrockenöfen. Jedes neu erbaute Mauerwerk musste mit einem Kalk- oder Gipsputz für eine glatte Wandfläche versehen werden, um dann nach einer intensiven Trocknung durch Maler- oder Tapezierarbeiten wohnlich gestaltet zu werden. Dieser Trockenprozess konnte Wochen dauern. Im

privaten Wohnhausbau hatte man zuerst für ein oder zwei Jahre das Haus an sogenannte Trockenbewohner vermietet. Im Geschäftshausbau war dies unmöglich. Mit den Schwarzkopfbautrockenöfen war eine Trocknung innerhalb drei bis vier Tage gewährleistet.

Dieser Vortrag von Herrn Schwarzkopf überzeugte mich und ich unterschrieb einen Kaufvertrag für 20 Bautrockenöfen zum Preis von 20'000 Reichsmark. Im Januar 1948 meldete ich mein Unternehmen als «Schnellbautrocknung Schwarzkopf» an. Mein Vater, der mir das Geld vorstreckte, war damit einverstanden. Ich wollte in seine Fussstapfen treten, denn seine Selbstständigkeit mit seinem Unternehmen war für mich Vorbild.

Ich stürzte mich in die Arbeit, liess kleine Werbeplakate drucken mit der Fettschrift: «Warnung vor Baufeuchtigkeit! In drei bis vier Tagen werden durch unsere Schwarzkopf-Schnellbautrocknung ihre Räume bezugsfertig.» Ich sammelte Altpapier, was damals sehr knapp war, um Werbung in der Strassenbahn machen zu können. Ich richtete mein Büro in der Schwabstrasse gegenüber meiner Wohnung beim Architekturbüro Lauer und Schad ein. Es dauerte nicht lange und die ersten Anfragen kamen.

Öfen hatte ich, aber der Brennstoff hierzu war ein Problem. Damals bezahlten Firmen Schwarzmarktpreise, um den Brennstoff Koks zu bekommen. Dies sollte bald ein Ende haben, denn am 20.6.1948 wurde durch die Währungsreform

von Reichsmark zu Deutsche Mark, eine Stabilität geschaffen, die den Schwarzmarkt zum grössten Teil vernichtete. Jetzt begann in grösserem Stil der Aufbau der Geschäfte. An allen Ecken und Enden auf der Königstrasse entstanden Ladengeschäfte. Meine 20 Bautrockenöfen waren viel zu wenig, um die Nachfrage zu befriedigen.

Unvermittelt erhielt ich eine Anfrage für eine Bautrocknung im Alten Schloss in Stuttgart. Diese Anfrage kam von einem internationalen Institut, der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration). Die UNRRA erteilte mir einen Auftrag und vermittelte mich zwecks Koksbeschaffung an eine amerikanische Militärbehörde, die ein Kokslager unterhielt, im Areal des früheren grössten Kohlehändlers Trefz, in der Heilbronner Strasse in Stuttgart. Der zuständige Offizier, ein amerikanischer Major, verkaufte mir den Koks zu vernünftigen Preisen. Diese Verbindung war für mich natürlich Gold wert. So konnte ich beim Aufbau der Ladengeschäfte nicht nur mit meinen Öfen, sondern auch gleichzeitig mit dem Brennmaterial behilflich sein.

Alle Geschäfte wollten meine Öfen, doch mit 20 Stück war mein Einsatz begrenzt. Ich suchte eine Firma, die mir weitere Öfen fertigen konnte. Da fand ich in einer Werbung eine Firma, die Holztrockner herstellte. Dies war die Firma Robert Hildebrand in Oberboihingen. Ich machte mich auf den Weg und fuhr hin. Ich fand dort einen Herrn Hildebrand, der in Untermiete in einem Bauernhaus wohnte, aber keine ei-

gene Fabrikation hatte. Er liess seine Trockner bei einem Flaschner und einem Schlosser in Oberboihingen fertigen. Das war zumindest ein Lichtblick für mich. Ich setzte mich mit diesen beiden Firmen in Verbindung und stellte dabei fest, dass sie nicht abgeneigt waren, mir Öfen zu fertigen, aber ich müsste auch etwas zur Verpflegung beisteuern.

Da mich in Stuttgart der Inhaber des berühmten Konzertcafés «Hindenburgbau», Hugo Greiner, immer wieder wegen einer Bautrocknung bestürmte, trug ich ihm meinen Wunsch wegen Lebensmitteln vor. Herr Greiner ging auf meinen Wunsch ein und fuhr mit mir zu dem Flaschner und Schlosser nach Oberboihingen. Die Öfen wurden dann dort auf dem schnellsten Wege gebaut. Herr Greiner konnte sein Café bald eröffnen und ich hatte weitere Öfen zur Verfügung.

Ich organisierte weitere Tauschgeschäfte mit den Firmen in Oberboihingen, so dass ich bald ein grösseres Repertoire von Bautrockenöfen zur Verfügung hatte. Da auch die Kokslieferung bei meinem amerikanischen Major funktionierte, stand der Vergrösserung meines Unternehmens nichts im Wege. Ja, es kam sogar der Kohlenhändler Louis Thier zu mir, ob ich ihm Koks verkaufen könne. Er fuhr mit seinem Lkw zu meinem Major, liess sich seinen Wagen beladen, anschliessend ging es über die Lkw-Waage und ich rechnete mit ihm nach dem Waagschein ab.

Ich hatte Baustellen in und ausserhalb Stuttgarts. Ge-

schäfte wie Schuh-Schöpp, Offenbacher Lederwaren, Maute & Benger, Tritschler etc. und Neues Schloss, Altes Schloss, Hauptbahnhof zählten zu meinen Kunden. Ich stellte Heizer ein, die ich mit Motorrädern der Marke Puch ausstattete. Führende Architekten wie Schmohl, Stohrer, Gutbrod, Professor Schempp beauftragten mich mit meiner Bautrocknung und Beratung. So wurde ich zur Landesgirokasse in die Königstrasse bestellt, denn die feuchten Tresorräume waren zu trocken. Denselben Wunsch erfüllte ich Professor Schempp in der Markuskirche. Die Nikolauskirche am Stöckach wurde mit meinen Öfen am Sonntag beheizt. Dr. Heine, der Inhaber der Firma Heine & Beiswenger, liess sein Lager in Fellbach von meinen Öfen beheizen. Baron von Hültingen und Schleppegrel bestellte mich zu seinem Schloss nach Bad Berneck im Nagoldtal. Er hatte Probleme mit der Feuchtigkeit im Schloss und in seinem Mausoleum im schönsten Bergfriedhof Deutschlands. Dieses Problem konnte ich allerdings nicht lösen.

Ende 1949 kaufte ich meinen ersten Pkw, ein Adler-Trumpf-Junior-Kabriolett. Jetzt war ich mobil und konnte mein Einsatzgebiet erweitern. Das Auto, ein Vorkriegsmodell, fuhr in der Spitze höchstens 100 km/h und war in der Bereifung auch nicht taufersch. Eines Tages sass ich beim Mittagessen in Schramberg in einem Restaurant, als ich plötzlich durchs Fenster sah, dass mehrere Leute um mein Auto standen. Anschliessend konnte ich mich selbst von meinem

geplatzen Reifen überzeugen. Die Monteure von einer nahegelegenen Tankstelle wechselten mir das Rad und unterlegten die Reifenschadstelle mit Reifengummi. Das waren Zeiten, schon zu einem Auto zu kommen, war ein Problem.

Inzwischen hatte sich mein Lebensretter, Eugen Baumann, bei meinen Eltern gemeldet. Mein Vater wollte sich ihm für seine Lebensrettungstat erkenntlich zeigen und fertigte ihm ohne Bezugschein und Geld einen Anzug, einen Mantel und seiner Schwester ein Kostüm. Das Verhältnis zwischen ihm und meinen Eltern wurde so intensiv, dass er sich dann später auch in meine privaten Angelegenheiten einmischte. Er lud uns zu seiner Hochzeit nach Unterboihingen ein, zu der wir zu viert, meine Eltern, meine Freundin und ich, am Abend erschienen. Es war eine schwäbische Dorfhochzeit, die im grössten Saal des Dorfes als Tanzvergnügen mit einer Kapelle veranstaltet wurde. Alle Gäste, etwa 200 Personen, zahlten ihre Zeche selbst und bei der Verabschiedung am Ende der Feier stand das Brautpaar an der Tür mit einem Teller in der Hand, in den sie das Geld als Hochzeitsgeschenk der Gäste einsammelten. Mir war eine solche Hochzeit unbekannt. Was mich damals am meisten störte war, dass ich gewissermassen als Ausstellungsstück allen Gästen vorgeführt und jedem Anwesenden von ihm erklärt wurde, dass er mir das Leben gerettet habe. Vielleicht wollte er dadurch sein Ansehen im Dorf fördern. Als er dann später von meiner Mutter

erfuhr, dass ich meine Freundin, die evangelisch war, heiraten wollte, mischte er sich in mein Privatleben ein. Er wollte mir diese Hochzeit ausreden. Ich zog dann meine Konsequenzen, ich war für ihn nicht mehr vorhanden. Trotzdem telefonierte er immer wieder mit meiner Mutter und erklärte ihr, ich sei ihm gegenüber undankbar. Das ist die Geschichte meines Lebensretters, die ich bei vollem Bewusstsein, zum Unterschied meiner unbewussten Rettung, schildere.

Nach diesem Zwischenbericht will ich mich wieder meinem damaligen beruflichen Existenzaufbau widmen. Ich erweiterte damals meinen Einsatzbereich in der Bautrocknung in die amerikanischen und französischen Besatzungszonen.

Ich bestellte Vertreter in Karlsruhe und Ulm. Als Ende 1948 an der Universität Karlsruhe ein Baukongress stattfand, stellte ich einen Bautrockenofen im Foyer der Universität aus. Als ich in Karlsruhe ankam, empfing mich mein Vertreter, Herr Horn, ich solle mich auf Veranlassung von Herrn Professor Kammüller und seinem Assistenten, Herrn Dr. Wechler, in seiner Universitätskanzlei melden. Die beiden Herren empfingen mich mit der Frage, ob ich nicht ein Referat halten könne über «die rationelle Baubeheizung und Bautrocknung für die Winterarbeit in der Bauwirtschaft». Ich sagte den Herren sofort zu und sprach wie gewünscht im Redtenbacher Hörsaal vor einem Auditorium von Fachleuten. Der Sprecher fragte mich, wie er mich ansagen dürfe. Nachdem vor mir lau-

ter Professoren sprachen, sagte ich «sagen Sie Ingenieur Engster».

Nachdem gegen Mittag der Kongress zu Ende ging, wurden die Referenten von der Universität zu einem Essen nach Herrenalb eingeladen. Am nächsten Tag stand in der Zeitung: «Namhafte Forscher und Wissenschaftler hielten beim Kongress wertvolle Referate». Ich fühlte mich sehr geehrt.

Die Bautätigkeit wurde in den amerikanischen und französischen Besatzungszonen durch grössere Bauvorhaben der Militärbehörden sehr erweitert. So erhielt ich Aufträge für Wohnblockbauten in Stuttgart-Burgholzhof, Nellingen, Heilbronn, Tübingen, Baden-Baden, Offenburg, Freiburg, etc.

In Donaueschingen hatte ich folgendes Problem zu lösen. Die Firma Mall, ein Bauunternehmen mit Betonfabrik, hatte zusammen mit der Baufirma Schreiber je drei Wohnblockbauten schlüsselfertig für die Franzosen zu erstellen. Es war ein Fixtermin für die Fertigstellung der Bauten vereinbart und bei Überschreitung des Termins eine Konventionalstrafe von 1'000 DM pro Tag und Bau fällig. Da der Winter in jenem Jahr sehr streng war, kamen die Firmen in Schwierigkeiten. Ich erklärte mich bereit, eine grössere Anzahl meiner Bautrockenöfen einzusetzen. Der Senior der Firma Mall, ein Oberst d. R., bat mich, mit ihm nach Radolfzell zu fahren, zur französischen Hauptverwaltung, um dort als Entgegenkommen

eine Zuteilung von Koks für die Bautrocknung zu erhalten. Wir wurden dort von einem jungen Capitaine empfangen, der Herrn Mall aufbrausend erklärte, er wüsste doch, dass es im Schwarzwald einen Winter gäbe, er bestehe auf Einhaltung des Termins, wenn nicht, sollte er wie vertraglich vereinbart bezahlen. Niedergeschlagen fuhr uns der Fahrer von Herrn Mall auf dem schnellsten Weg zurück nach Donaueschingen. Ich sagte Herrn Mall, dass wir das Problem lösen würden. «Rufen Sie sofort Ihre Gipserfirmen an. Sie sollen morgen früh nach Donaueschingen kommen. Die flinksten und gewieftesten Gipser kommen vom Heuberg.» Pünktlich wie gewünscht besprachen wir am nächsten Tag den Einsatz der Gipser in Übereinstimmung mit der Bautrocknung. Ich liess einen Güterwaggon mit Koks und mit Öfen beladen, so dass wir in zeitgemässer Absprache mit den Gipsern mit der Bautrocknung beginnen konnten. Die Bauten wurden zum vereinbarten Termin übergeben und die Kosten der Bautrocknung waren viel geringer als eine Konventionalstrafe von vielleicht 180'000 DM.

Eine besonders enge geschäftliche Verbindung konnte ich mit dem französischen Bauamt in Offenburg unter der deutschen Leitung von Herrn Dipl. Ing. Hellwig und seinem Stellvertreter, Herrn Weissenberger, aufbauen. Ich hatte für das Bauamt Baustellen in der gesamten Region bis Kehl zu trocken.

Eine besondere Begebenheit werde ich nie vergessen. Ich sass eines Tages im Büro von Herrn Dipl. Ing. Hellwig und jemand klopfte an die Tür, und der Chef sagte «herein». Es kam ein Herr, der sich als Bauunternehmer Gabriel Dressler vorstellte. Diese Firma war als ein weit und breit bekanntes grosses Bauunternehmen aus Aschaffenburg bekannt. Als er eintrat sah er mich und wollte das Büro wieder verlassen, mit der Entschuldigung, er möchte nicht stören. Herr Hellwig bat ihn aber trotzdem herein. Nach einem belanglosen Gespräch kam er auf den Grund seines Besuches. Er lud Herrn Hellwig zum Abendessen ins Hotel Offenburger Hof ein. Herr Dressler war überrascht, als ihm Herr Hellwig mitteilte, dass wir beide heute Abend kämen.

Als wir dann abends zu dritt am Tisch im Restaurant sasssen, sagte Herr Dressler, dass er seinen Filialleiter aus Rastatt ebenfalls hierher gebeten habe. Kurze Zeit später kam ein Hüne ins Restaurant und Herr Dressler sagte, das sei sein Filialleiter. Das war eine Überraschung, als der Filialleiter Herr Müller und ich uns in den Armen lagen! Wir beide waren zusammen im Krieg in Russland, und Müller, drei Köpfe grösser als ich, wurde durch einen Kopfschuss verwundet und kam früher nach Hause als ich. Wir wussten nichts voneinander, doch der Abend in Offenburg war eine Flasche Sekt als Wiedersehenstrunk wert. Als Herr Hellwig am Abend mal den Tisch zum Gang auf die Toilette verliess, fragte mich Herr

Dressler allen Ernstes, ob ich mit Herrn Hellwig verwandt sei. Aus diesem Abend entwickelte sich ein sehr freundschaftliches Verhältnis von uns Vieren.

In Stuttgart erhielt ich einen Auftrag für die Bautrocknung einer neu erbauten Siedlung, der Firma Siemens-Bau-Union in Heidenheim. Eines Tages kam in mein Büro in der Schwabstrasse der damals bekannte Filmschauspieler und Kabarettist Werner Fink und bat mich, ich solle ihm helfen, mit einer Kokslieferung zur Beheizung seiner Kabarettbühne «Mausefalle» in der Tübinger Strasse. Mittlerweile war die Schwartzkopf-Schnellbautrocknung so bekannt, dass auch Filialen in München und Hamburg eingerichtet wurden. Die Funktion der patentierten Bautrockenöfen war in der Wirkungsweise auch für skeptische Architekten überzeugend. Der Schwartzkopf-Bautrockenofen erzeugte nicht nur Wärme, sondern das für den Abbindeprozess des Kalkmörtels besonders wichtige farb- und geruchslose Gas Kohlendioxyd (CO_2) und bildete damit den Kalkmörtel zu Calcium-Carbonat (CaCO_3) Kalkstein.

1949 wurde die erste deutsche Bauausstellung in Nürnberg durchgeführt, bei der ich mit einem Ausstellungsstand vertreten war.

Diese Ausstellung wurde in der Ruine eines von Hitler geplanten gigantischen Repräsentationsbaus gezeigt, der grössten Kongresshalle der Welt. Das von Hitlers Generalinspekteur Albert Speer begonnene Bauvorhaben entstand ne-



1. Deutsche Bauausstellung, Nürnberg 1949, mein erster Messestand

ben dem Reichsparteitagsgelände als monströser Rundbau, der einmal der Eingang zu dieser Kongresshalle werden sollte.

Ein Sonderzug mit Architekten fuhr von Stuttgart aus nach Nürnberg. Crailsheim war die letzte Haltestation des Zuges und ich ging dann vom letzten Zugwagen aus mit einem Prospektblatt mit dem Hinweis auf meinen Ausstellungsstand von Architekt zu Architekt. Diese Werbung war ein voller Erfolg für mich. Beim Standabbau schenkte ich den gesamten Koks der Toilettenfrau, die ich damit sehr glücklich machte.

Als dann in den späteren Jahren die rasante Bautätigkeit etwas zurückging, liess ich die Bautrockenöfen für die Bauheizung in der Winterzeit nur noch bauen und verkaufte diese direkt an die Baufirmen. Ich richtete bei der Spedition Niederquell in Stuttgart-Zuffenhausen ein Lager ein und liess von dort aus die Öfen direkt an meine Kunden ausliefern.

Überall entstanden Firmen, so hatte einer die Idee, den Luftschutzbunker unter dem Marktplatz in Stuttgart als Bunker-Hotel auszubauen. Das war damals ein grosser Erfolg. Auch in Cannstatt wurde ein Luftschutzbunker als Turm-Hotel ausgebaut und der damals berühmte Fussballspieler Edmund Conen von den Stuttgarter Kickers übernahm die Bewirtschaftung.

Ich beobachtete den Markt und sah, wie durch Ideen ein technischer Fortschritt in der Entwicklung neuer Produkte

entstand. So hatte ich damals die Idee, wie ich die Luft in einem Auto verbessern konnte. Raucher und Abgase verpesteten die Innenluft im Auto und lassen den Fahrer bei der Autofahrt schneller ermüden. Ich liess mir bei der Kunststoff-Fabrik Hünersdorf & Bühler in Ludwigsburg ein Werkzeug zur Fertigung von kleinen Kunststoff-Rundhülsen herstellen, die oben und unten eine Schlitz-Öffnung hatten und mit einem Gummipuffer befestigt waren. Die Hülsen füllte ich innen mit einem saugfähigen Schaumstoff. In Freudenstadt kannte ich eine Firma, die Pino AG (später wurde sie in den Schwartzkopf-Konzern aufgenommen), der ich mein Anliegen bezüglich Duftstoff vortrug. Die Geschäftsleitung war sofort von meiner Idee begeistert und erklärte sich bereit, mir einen Duftstoff «Lavendel und Fichtennadel» zu liefern. Sie stellten mir die Duftflaschen samt Etikettierung zur Verfügung, so dass ich lediglich den 100 ml Inhalt an Duftstoff zu bezahlen hatte. Im Plastikbeutel mit zwei Kunststoff-Schaumstoffhülsen und zwei je 100 ml Flaschen, gefüllt mit Lavendel und Fichtennadel, mit einer Klammer verschlossen, bot ich meine Beutel als «Autozolfresher» auf Messen durch Propagandisten an.

An den Stand stellte ich einen Opel-Kadett zur Vorführung der Autozolfresher mit dem Werbespruch «statt 14,50 DM, Messepreis 10 DM». Zu Hause in der Wohnung verpackten wir unsere Autozolfresher-Beutel mit Hilfe meiner Freunde. Doch bald wurde uns die Arbeit zu

viel und der Verkauf über Zwischenhändler wäre preislich zu teuer geworden.



Messeverkauf durch Propagandisten

In verschiedenen Zeitabständen machte ich mit meiner Freundin Lilo Ausflüge ins Elsass. Wir besuchten die Familie Kimmich in Mülhausen. Da konnte ich feststellen, dass meine kleine Hilfe im Wehrbezirkskommando Mülhausen, die Rückstellung des Sohnes vom Militär-Kriegs-Dienst, erfolgreich war, denn die ganze Familie hatte den Krieg überlebt.

Einen weiteren Besuch machte ich in Thann, dem Ort, wo ich meine schlimmsten Verwundungen erlebt hatte. Ich sah hoch zu dem Wald auf dem Berggipfel, der mir zum Schicksal wurde. Ein grosses Gedenkkreuz zur Erinnerung an die schweren Kämpfe ist dort heute angebracht.

Zu einem anderen Zeitpunkt fuhr ich nach Österreich, nach Zams in Tirol. Hier erlebte ich von Anfang Februar bis Oktober 1945 die schwersten Stunden meines Lebens. Ich besuchte den Chefarzt des Sanatoriums, Primär Brenner. Er konnte es kaum glauben, dass ich wieder gehen konnte. Ich musste vor ihm den Flur auf- und ablaufen und seine Worte wiederholte er immer wieder: «Ja, da ist ein Wunder geschehen!»

Ich erkundigte mich nach meinem Sanitäter Gebhardt, der mich auf der Station immer betreut hatte. Ich erfuhr, dass Gebhardt ein Klosterbruder war, der im Kloster in Imst als Bruder Konrad lebte. Ich fuhr nach Imst und besuchte meinen treuen Betreuer Bruder Konrad. Das war eine Wiedersehensfreude! Er holte den Abt des Klosters und wir durften auf Ein-

ladung des Abtes mit einem Viertel Wein und frischen Brötchen unser Wiedersehen feiern.

Für mich waren alle meine Besuche, ob im Elsass oder in Tirol, eine Genugtuung. Auf der einen Seite konnte ich mich bedanken und auf der anderen Seite erfuhr ich Dank.

Aber der Gedanke «Luft- und Klimatechnik» lies mich nicht mehr los. Ausserdem sah ich noch weitere Wege in der Vielzahl von Wünschen des täglichen Lebens.

In der Modewelt der Damen begann die Entwicklung von Strumpfmoden durch neu entstandene Strumpffabriken. Kunstseidenstrümpfe, Nylonstrümpfe und Perlonstrümpfe kamen plötzlich auf den Markt. Aber gleichzeitig wurde die Laufmasche beim Tragen dieser Strümpfe geboren. Die Geburtsstunde war in Paris, denn dort wurde die Repassiermaschine Vitos erfunden. Mit Repassiernadeln des schwäbischen grossen Industrieunternehmens Groz & Becker aus Ebingen. Hier sah ich eine neue geschäftliche Möglichkeit.

Meine Freundin Lilo (meine spätere Ehefrau), die im Büro bei der Firma Bosch arbeitete, begeisterte ich für das Laufmaschengeschäft. Es machte ihr wenig Mühe, das Repassieren zu erlernen. Wir kauften einige Vitos-Repassiermaschinen und sahen uns nach einem Standort für das Strumpf- und Repassiergeschäft um. Wir übernahmen ein leerstehendes Ladengeschäft an einem sehr stark von Menschen fre-

quentierten Platz, dicht an einer Strassenbahnhaltestelle, in nächster Nähe zum Funkhaus Radio Stuttgart, am Neckartor. Wie geahnt, entwickelte sich das Geschäft sehr schnell.

Wir hatten Frauen am Fenster sitzen, die repassierten und binnen kürzester Zeit hatten wir zwölf Frauen beschäftigt und arbeiteten an verschiedenen Tagen sogar nachts. Ich organisierte Annahmestellen in Warenhäusern, Textilgeschäften in Stuttgart und im nahen Umkreis bis Göppingen. Bald erweiterten wir unser Geschäft und eröffneten in Schwäbisch Gmünd in der Vorderen Schmiedgasse das «Strumpfhaus Gisela» mit einer weiteren Repassierabteilung.

Die deutsche Niederlassung von Vitos Paris, die ihren Sitz in Düsseldorf hatte, bot mir die Vertretung von Repassier- und Marveliermaschinen für Baden-Württemberg an. Daraufhin eröffnete ich ein Büro mitten im Stadtzentrum von Stuttgart, beim Wilhelmsbau, so war die Kundennähe für die Vitos-Kunden gegeben. Turnusmässig besuchte ich die Strumpffabriken Arwa, Hudson, Elbeo, Kunert etc.

Nachdem wir im Geschäftsaufbau auf festen Füßen standen, erbaute ich mein erstes Haus, ein Vierfamilienhaus im Stadtteil Ost in Stuttgart. Dieses Haus erstellte ich an einem Südhang in unverbaubarer Aussichtslage. Die Ausführung erfolgte nach dem damaligen neuesten Stand der Technik. Jeder Mieter hatte seinen eigenen Zentralheizungsofen im Keller

und der Kohlenhändler lieferte seinen Koks nicht mehr durch das Haus, sondern durch Einfüllen der Kohle hinter dem Haus in einen Kohleschacht des jeweiligen Mieters. Das Heizen der Öfen war kein Problem, denn jeder Ofen stand direkt gegenüber dem Kohlenkeller. Jeder Mieter hatte seine eigene Gartenterrasse in dem zirka 1500 m² grossen Grundstück. Der Zugang zum Haus ging über 75 Treppen durch einen mit Blumen und Stauden angelegten Vorgarten an dem Berghang. Das Haus war damals das schönste in der gesamten Umgebung und wurde täglich von Spaziergängern bewundert, die an unserem Haus in der Neuen Strasse 99 vorbeigingen, in den Wald zum Fuchsrain.

Am 5. September 1953, am Tag der Fertigstellung des Hauses, heiratete ich, nach achtjähriger Verlobungszeit, meine Freundin Lilo Jendrich.

Die kirchliche Trauung feierten wir in der St. Elisabethen Kirche in Stuttgart-West, in der Kirche, wo ich als Jugendlicher Ministrant war. Der Clou aber war, dass ich zur Trauung meinen eigenen Pfarrer mitbrachte, nämlich Oskar Frey aus Rheinsheim. Anschliessend feierten wir in der Nähe unseres neu erbauten Hauses in Stuttgart-Gablenberg, im grossen Saal des Fritz Nanz-Heimes. Freunde, Bekannte, mein Stammtisch Dewist 1946 und alle Verwandten, sogar am Abend der Gesangsverein meines Vaters, feierten unter der auf der Bühne platzierten Kapelle bis zum frühen Morgen. Unser Pfarrer ver-

abschiedete sich am späten Abend und einer unserer Freunde brachte ihn im Auto ins Pfarrhaus der katholischen Kirche in Gablenberg. Dort konnte er am nächsten Tag seine heilige Messe zelebrieren und trat dann die Heimfahrt mit dem Zug nach Rheinsheim wieder an.

Wir waren ihm viele Jahre freundschaftlich verbunden und ich besuchte ihn noch wenige Tage vor seinem Tod im Krankenhaus in Karlsruhe. Pfarrer Oskar Frey wurde «geistlicher Rat» und «Ehrenbürger» der Gemeinde Rheinsheim und für seine Verdienste mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Er verstand es, am Kriegsende, nachdem Rheinsheim von den französischen Alliierten beschossen und inklusive der Kirche mehrere Häuser total und viele schwer beschädigt wurden, den Franzosen entgegenzutreten, um gegen die Auswüchse französischer Soldaten gegenüber Frauen zu protestieren.

Leider ist er nur 65 Jahre alt geworden und wurde am 3.7.1958 in einem Ehrengrab in Rheinsheim beerdigt. Seine Beerdigung vergesse ich nie, auf einer Stafette, von sechs Pferden gezogen, begleitet von über 70 Geistlichen und der Bevölkerung von nah und fern. Es war ein Trauerzug von der Kirche bis zum Friedhof. Hier erfüllte sich dann sein letzter Wunsch. Man möge ihn im Gebet verabschieden, aber keine Reden an seinem Grab halten. So geschah es dann auch. Als der erste Redner einen Kranz niederlegte öffnete der Himmel seine Schleusen und es kam zu einem wolkenbruchartigen

Regen, so dass die ganze Trauergemeinde Unterschlupf suchen musste.



Hochzeit 5.9.1953, Goldene Hochzeit 5.9.2003



*Pfarrer Oskar Frey, Geistlicher Rat, Ehrenbürger,
Träger des Bundesverdienstkreuzes*

Nach diesem Intermezzo will ich mich wieder freundlicheren Dingen widmen. Mit unseren Mietern hatten wir ein sehr freundliches, friedliches Auskommen. Wir feierten zusammen manche Feste. Doch ein besonderes Ereignis war als mein Freund, Dr. Eberhard Klumpp, der persönliche Referent vom Intendanten des Süddeutschen Rundfunks, Professor Bausch, den grossen Übertragungswagen des Rundfunks vorfahren liess. Der Reporter Kurt Cofron inszenierte eine Reportage über Weihnachtsvorbereitungen deutscher Familien in der Nachkriegszeit. Diese Reportage wurde über die Deutsche Welle in Köln für die Deutschen im Ausland ausgestrahlt. Wir konnten später die Aufnahme im Rundfunkgebäude anhören. Leider wurde Kurt Cofron als Reporter in Budapest beim Volksaufstand am 23.10.1956 erschossen.

Mit unseren Geschäften waren wir ganz schön im Stress. Es bedurfte einer ausgeklügelten Logistik, um den Laden am Neckartor, die Beschickung der Annahmestellen, den Laden in Schwäbisch Gmünd und das Büro am Wilhelmsbau in Stuttgart unter einen Hut zu bringen.

Trotzdem machte es Freude, wenn wir Samstagnachmittag nach Schwäbisch Gmünd fahren, um dort die Kasse abzurechnen.

Auf der Heimfahrt machten wir Halt in Grunbach im Remstal im Restaurant Hirsch. Damals wusste kein Mensch etwas von Alkoholpromille, allerdings war der Autoverkehr

auch sehr gering. Im Hirsch gab es gute Viertele Wein und ein gutes Essen. Für 1 DM fürs Viertele bekam man einen guten Remstaler Wein.

Eines Abends, als wir in feucht-fröhlicher Runde wieder beim Viertele sassen, betraten eine Menge Menschen das Lokal und füllten den Saal vom Restaurant Hirsch. Es war ein Betriebsausflug der Karosseriefabrik Auwärter aus Stuttgart. Plötzlich kam mein Freund Alfons Scheel und forderte mich auf, in die Küche zu gehen. «Du machst die ‚Schwätzemaire‘ für die Firma», sagte er. In der Alkohollaune zogen sie mich in der Küche als Marktfrau mit Gemüsekorb und Schirm an. Unvermittelt betrat ich den Saal und in witzigem Schwäbisch trug ich meinen Sketch vor. Dem Beifall nach zu schliessen, war mein Vortrag angekommen. Einige Zeit später kam der Prokurist von der Firma Auwärter und legte mir eine Quittung von 25 DM zur Unterschrift vor. Erst jetzt erfuhr ich von meinem Freund Alfons, dass er mich bei der Firma als berühmten Künstler angepriesen hatte.

Mein geschäftlicher Weitblick sagte mir, dass die Technik in der Fertigung von Damenstrümpfen grosse Fortschritte machen würde, so dass sowohl in der Stabilität als auch im Preisniveau der Strümpfe die Zukunft des Repassiergeschäftes bald zu Ende gehen würde.

Im Kopf hatte ich aber immer den Gedanken an Luft und Klima. Durch Zufall kam ich mit einem ozonerzeugenden Ge-

rät in Berührung. Der Ozongeruch war penetrant. Trotzdem machte ich mich über diese Ozonerzeugung kundig und stellte fest, dass das Ozon (O_3) eine Verbindung aus drei Sauerstoffatomen ist und durch kalte elektrische Entladungen wie Blitzschlag beim Gewitter entsteht. Ozon hat eine bakterientötende Eigenschaft. Ich suchte Rat und fand bei einem Fachingenieur Gehör und Interesse. Bald gelang es uns, einen Elektrofilter zu entwickeln, mit dem Ozon geruchsfrei als Baustein in einem Lüftungssystem zur Reinlufterzeugung Verwendung finden konnte.

Das Elektrofiltermodul stellte ich zur Prüfung und Erprobung der Entwicklungsabteilung der Fakir-Werke zur Verfügung. Diplomingenieure von Fakir kamen zu der Überzeugung, dass der Elektrofilter als Baustein in den von ihnen hergestellten Belüftungsgeräten Verwendung finden kann. Nach langen Verhandlungen schloss ich mit der Firma Fakir einen Lizenzvertrag ab, der mir monatlich 1500 DM einbrachte. Ein Betrag, der mich in den fünfziger Jahren zu neuen Ideen und Entwicklungen anspomte.

Als es im Sommer sehr warm wurde, tüftelte ich an der Idee, wie ich mir auf einfache, wirksame Weise eine Kühlung verschaffen konnte. Ich erinnerte mich an meine Mutter, die in meiner Jugendzeit, wenn es im Sommer sehr warm wurde, Frottierhandtücher ins Wasser steckte und sie dann auf der

Veranda zum Trocknen aufhängte. Wie konnte ich mir dieses Phänomen nutzbar machen? Denn diese nassen Tücher erzeugten eine wirksame Kühlung, besonders dann, wenn ein stärkerer Wind aufkam.

Ich suchte ein Modul, das die Eigenschaft hatte, Wasser von unten nach oben kontinuierlich aufzusaugen. Ich dachte an die kapillarartige Eigenschaft, wie sie in der Natur beispielsweise bei einem Baum vorkommt. Der Baum nimmt die Feuchtigkeit mit seinen Wurzeln in der Erde auf und gibt sie bis zur Baumspitze ab.

Versuche der verschiedensten Art scheiterten. Ob Schwämme, textile Stoffe, Ziegelsteine, all diese Module nahmen die Feuchtigkeit auf bis zu der Höhe, in der sie im Wasser standen.

Eines Nachts hatte ich die zündende Idee. Wenn ich etwas mit Tinte schreibe nehme ich ein Fliesspapier, um die Schrift zu trocknen! Sofort ging ich am nächsten Tag in ein Schreibwarengeschäft und kaufte mehrere Bögen Fliesspapier. Meine Ehefrau nähte in der entsprechenden Grösse mehrere Blätter mit der Nähmaschine zu Lamellen zusammen. Ich stellte diese Lamellen in eine Wanne, die am Boden wenige Zentimeter mit Wasser gefüllt war. Tatsächlich, die Lamellen saugten das Wasser bis zur Spitze auf. Das war die Geburtsstunde meines grössten geschäftlichen Erfolgs.

Ich konstruierte ein Metallgehäuse für ein Belüftungsgerät, ausgestattet mit einem Filter an der Luftansaugfläche zur

Entstaubung der Raumluft, mit einem stufenlos einstellbaren Gebläse und einer Wasserwanne zur Anbringung meines Befeuchtungsfiltermoduls. Ein Gerät zur Luftreinigung, Luftbefeuchtung und bei entsprechender Luftleistung zur Kühlung durch Verdunstungskälte. Die ersten Mustergeräte liess ich in Handfertigung bei einem kleinen Metallbetrieb herstellen.

All meine Freunde und Bekannten, denen ich die Geräte vorführte, waren begeistert. So fasste ich den Mut und meldete mich mit einem Ausstellungsstand zur Hannover Messe an. Hier lernte ich dann eine Firma kennen, die, aus dem Sudetenland kommend, im Bayerischen Wald in Kötzting mit dem Neuaufbau ihrer Fabrikation tätig war. Sie zeigten Interesse an meinen Geräten und ich vereinbarte mit ihnen einen Besuch in Kötzting. So kam es dann, dass die Firma Luft in Kötzting meine Geräte baute.

Im Vertrieb meiner lufttechnischen Geräte kam ich in Kontakt mit der Firma Steger-Connex in Böblingen. Diese Firma betrieb einen Versandhandel von elektrotechnischen Geräten. Die Firma Steger-Connex zeigte Interesse am Vertrieb meiner Geräte. Dies war am Anfang der Geschäftsverbindung für beide Seiten ein erfolgversprechendes Konzept, welches sich dann tatsächlich zu einem lukrativen Geschäft entwickelte.

Bis eines Tages der Inhaber der Firma Steger-Connex, Herr Steger, von mir Lizenzgebühren verlangte, für einen von ihm angeblich patentierten Papierfilter. Er hatte meine Pa-

pierlamellen in einem Gestänge, wie ein Schaschlikspiess, zusammengesetzt. Ich lehnte seine Forderung kategorisch ab. Plötzlich erwirkte er eine einstweilige Verfügung gegen mich. Ich war damals zu einer Messe in Wien und beeilte mich mit meiner Rückreise, um den Termin vor Gericht wahrzunehmen. Das Gericht lehnte eine einstweilige Verfügung ab und erklärte, da es sich um Patentstreitigkeiten handelte, sei die Patentkammer von Baden-Württemberg im Neuen Schloss in Mannheim zuständig. Herr Steger gab keine Ruhe und verkündete gleichzeitig auch den Streit an meine Herstellerfirma Luft in Kötzting.

Ich beauftragte zu meiner Vertretung vor Gericht einen Rechtsanwalt, Dr. Hörlin, und meinen Patentanwalt, Dr. Held. Zum Gerichtstermin war ich mit meiner Familie im Urlaub in Mittenwald. So vereinbarte ich mit meinen Anwälten, dass wir uns in Stuttgart zur Fahrt nach Mannheim treffen. Auch die Anwälte der Firma Luft, Rechtsanwalt Breitenbach und Patentanwalt Schmid, waren am Stuttgarter Hauptbahnhof.

Nun fuhr ich mit vier Anwälten im D-Zug nach Mannheim. Während der Fahrt dorthin stellte ich fest, dass die Herren eine Fahrkarte erster Klasse hatten und ich eine Fahrkarte für die zweite Klasse. Ich löste während der Fahrt den Fahrpreis nach.

Die Patentkammer in Mannheim erklärte sich ebenfalls für nicht zuständig und verwies den Rechtsstreit an das Pa-

tentamt in München. Zu dem Termin in München brachte ich zu meiner weiteren Unterstützung, neben den Anwälten, als Zeuge meinen Mitarbeiter Herrn Hachfeld mit. Das Gericht entschied in dieser Instanz zu meinen Gunsten.

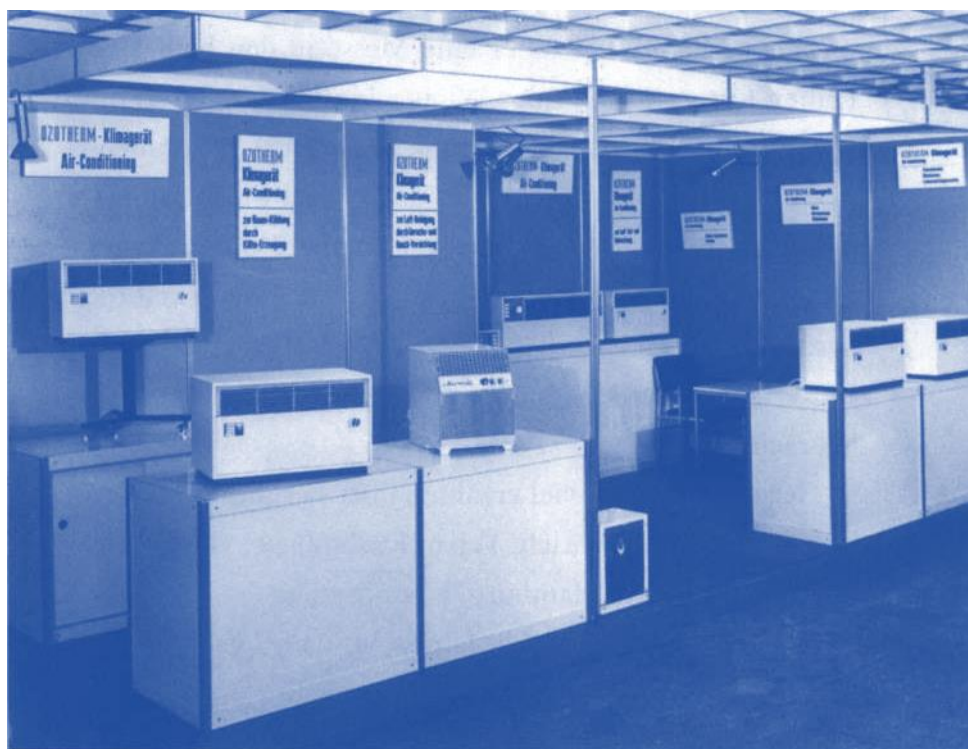
Herr Steger jedoch erwies sich als prozesswütig und ging in die Berufung des Urteils. In der weiteren Instanz vor dem Bundespatentgericht verlor Herr Steger erneut. Sein Versuch, dann trotzdem weiterzumachen scheiterte, weil das Gericht die Weiterleitung an den Bundesgerichtshof nach Karlsruhe ablehnte. Selbst jetzt war Steger nicht einsichtig, denn er versandte Prospekte mit seinem Patenthinweis. Vor dem Landgericht in Stuttgart erwirkte mein Anwalt Dr. Hörlin dann erneut die Unterlassung, mit hoher Geldstrafe bei Zuwiderhandlung.

Angeregt durch den Erfolg bei verschiedenen Fachmessen und den Gesprächen mit den Messebesuchern, erweiterte ich mein Programm durch Neuentwicklungen. Bald war es so weit, dass die Firma Luft hauptsächlich meine Geräte fertigte.

Da meine Geschäftsentwicklung sprunghaft anstieg, war es notwendig, eine eigene Logistik für die Fertigung und Versand, Vertrieb und Koordination, sowie für das Messegeschäft zu entwerfen. So organisierte ich die kontinuierlichen Lieferanten-Warenlieferungen von Geräten-Einbauteilen an die Firma Luft. Ich richtete ein Lager bei der Spedition Schenker in Furth im Wald ein, von wo aus der Geräteversand an

unsere Kunden im In- und Ausland direkt erfolgen konnte. Der Vertrieb erfolgte über Händler oder direkt auf Fachmessen.

So teilte ich Standpersonal für die entsprechenden Messen ein. Die Standaufbauutensilien und Geräte liess ich immer direkt von Messe zu Messe durch die Messespedition Schenker über rollende Bahnbehälter (Container) transportieren.



Ausstellungsstand der ersten Geräteserie

Es war dadurch möglich, grosse internationale Fachmessen der verschiedensten Branchen wie Ärzte-, Krankenhaus-, Dental-, Friseur-, Hotel-, Büro-, Industrie- oder Apotheken-Messen im In- und Ausland zu beschicken. Wir stellten aus in England, Frankreich, Schweiz, Österreich, Holland, Luxemburg und in allen deutschen Messegrossstädten.

Eine ganz besondere Erinnerung habe ich an eine Fachmesse unter dem Atomium in Brüssel mit gleichzeitigem Muschelfest, oder eine Messe in den heiligsten Hallen Österreichs, in der Wiener Hofburg, oder an die europäische Meisterschaft der Friseure in den Sophiensälen in Wien. Hier wurde der grosse Saal für Grammophonaufnahmen grosser Orchester und berühmter Sänger als Tonstudio verwendet, denn er sollte nachweislich die beste Akustik gehabt haben. Deshalb waren damals die Büros der grossen Grammophongesellschaften hier untergebracht.

Ich könnte noch viel erzählen über berühmte Messen in London, Paris, Zürich, Wien, Luxemburg, Genf, Rotterdam, München, Hamburg, Hannover, etc.

Ich belegte in manchen Jahren bis zu 50 Fachmessen und Kongresse mit meinem Standpersonal.

Nach einem Messetag gönnte ich mir oft einen Opernoder Theaterabend. So lernte ich viele Opernhäuser kennen, beispielsweise die Oper in London beim Covent Garden, die Oper in Wien und das Burgtheater, die Opern in Hamburg,

Hannover, München, Berlin, Düsseldorf, die Scala in Mailand. Ich komme ins Schwärmen.

Einen besonderen Genuss erlebte ich in der Regensburger Oper mit der Oper Traviata. In diesem Opernhaus war mein Schulfreund Stelter Intendant. Wenn ich einen anstrengenden Messetag mit einem Opernbesuch abschliessen konnte, war das Entspannung und Erbauung für mich.

In der Wiener Staatsoper sass ich einmal in der letzten Reihe im Parkett, hinter meinem Platz waren die Stehplätze. Da hörte ich wie ein junger Mann einen Disput mit einem anderen Opernbesucher führte und ihm erklärte, das sei sein Platz hier, er sehe doch, dass er seinen Schal über das Geländer gehängt habe. In Wien stellten sich junge Leute mitunter schon morgens in aller Frühe an, um als erster den Saal betreten zu können, und dort war es ein ungeschriebenes Gesetz, dass man sich seinen Stehplatz in der ersten Reihe mit einem Schal reservierte.

Bei Tosca bekam ich einmal nur noch einen Platz in einer Seitenloge. Hinter mir war noch ein Stuhl, der von einer älteren Dame besetzt wurde. In der Pause wollte ich ihr meinen Stuhl anbieten, von dem aus man auch nicht die ganze Bühne sehen konnte, aber jedenfalls mehr als von dem Stuhl der Dame. Sie gab mir zur Antwort, sie kenne Tosca sehr gut, sie wolle nur hören und nicht sehen. Wien, die Kunst-, Musik- und Theaterstadt hat mich immer wieder angezogen.

Nach all den geschäftlichen Erfolgen und den privaten Kunstgenüssen kam für mich ein gesundheitlicher Rückschlag. Es war 1957, der Krieg war schon zwölf Jahre zu Ende und plötzlich bekam ich Beschwerden an meinem linken Arm an der gelähmten Hand.

Zur Behandlung musste ich mir einen Krankenschein von der Allgemeinen Ortskrankenkasse besorgen, denn meine Privatkrankenkasse lehnte die Bezahlung von Kriegsbeschädigungen ab. Ich begab mich zur AOK und holte mir dort einen Krankenschein, der mit dem Datum 28.6. abgestempelt wurde. Ich ging zur Behandlung ins Katharinenhospital als Ambulant.

Wie der Assistenzarzt von mir hörte, es handelte sich um eine Kriegsverwundung, rief er sofort den Chefarzt, Professor Gross. Er schaute sich meinen Arm an und meinte, man sähe überhaupt keine Entzündung. Ich sollte jeden zweiten Tag kommen, sie gäben mir Röntgenreizstrahlen, die dann eine Entzündung lokalisieren würden.

So kam ich dann am 2. Juli wieder zur Behandlung und wurde wieder aufgefordert, einen Krankenschein abzugeben. Jetzt erst wurde ich aufgeklärt, dass man für jedes Quartal einen Krankenschein benötigte. Als ich dann am 4. Juli wieder in die Ambulanz kam, gab ich meinen neuen Krankenschein ab.

Der Professor staunte, dass die Röntgenstrahlen an meinem Arm nichts bewirkt hatten.

Ich sagte: «Herr Professor, schneiden Sie meinen Arm auf

und Sie werden sehen, dass darin etwas nicht stimmt!»

Nach langem Hin und Her bestellte er mich für Dienstagvormittag, ich solle mich nüchtern vor dem Operationsaal melden. Wie gewünscht war ich zur Stelle. Ich begrüßte die Ärzte und sagte dem Professor, er möge bitte bei der Operation anwesend sein und sie mögen mir nach der Operation ein Taxi bestellen, dass ich nach Hause fahren könne. Wie ich später aus der Narkose erwacht war, lag ich in einem Krankenzimmer im Bett und mein Arm war an einem Galgen über dem Bett angebunden.

Nach vielleicht einer Stunde mussten die Schwestern mein Bett frisch überziehen, denn durch den Verband kam so viel Sekret. Beim Verbandswechsel stellte ich dann fest, dass ich drei Schläuche in meiner Wunde hatte, die das Sekret abführen sollten. Der Professor schüttelte den Kopf und sagte, ich müsste doch Schmerzen gehabt haben. Ich erwiderte, dass es nicht so schlimm gewesen sei. Wenn ich etwas spürte, liess ich kaltes Wasser über meinen Arm laufen.

Professor Gross war damals als Arzt sehr berühmt. Der Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Klett hatte ihm nach dem Krieg den Posten im städtischen Krankenhaus, dem Katharinenhospital, als Chefarzt der Chirurgie freigehalten, weil er in russischer Kriegsgefangenschaft freiwillig seinen Aufenthalt verlängert hatte, um Kriegsgefangene zu behandeln.

Ich lag drei Wochen im Krankenhaus. Einige Wochen später bekam ich dann eine Rechnung über 4 DM, für eine ambulante Behandlung am 2. Juli im Krankenhaus. Diese Rechnung wanderte von mir sofort in den Papierkorb. Als ich aber dann vier Wochen später eine Mahnung, unterschrieben von einem Oberregierungsrat erhielt, wurde ich stutzig. Ich schrieb einen Brief an den damaligen baden-württembergischen Arbeitsminister, Erwin Hohlwegler, er möge bitte seinen höheren Beamten, den Oberregierungsrat untersuchen lassen, ob er mit seinem Spatzenhirn überhaupt die Fähigkeit hätte, diesen Posten auszuüben. Zwei Tage später erhielt ich ein Telefonat von dem Referenten des Arbeitsministers, in dem er mich bat, ich solle bitte mal über die Strasse in die Rotebühlkaserne kommen. Mein Büro am Wilhelmsbau war wirklich nur wenige Meter von der Kaserne entfernt. Ich erfüllte ihm diesen Wunsch und er entschuldigte sich für die Dummheit des Oberregierungsrats und lud mich zu einer Kur in die Versorgungskuranstalt nach Wildbad im Schwarzwald ein. Ich nahm diese Einladung an und für mich war damit die Angelegenheit erledigt.

Auf den verschiedensten Fachmessen erweiterte ich durch Unterhaltungen mit den entsprechenden Fachbesuchern mein Wissen und meine Erkenntnisse für neue Entwicklungen. So baute ich die Geräte zur Raumluftbelüftung mit spezieller Luftreinigung durch Aktivkohle- und Feinstaubfilterung für

Fabriksäle in der Textilfabrikation, bei denen neben Gerüchen auch viel Staub anfiel.

Es entwickelte sich ein Programm für Geräte zur Luftbe- und -entfeuchtung. Ich richtete ein Lager und eine Servicestation in der Schweiz ein. Die Spedition Basler Lagerhaus- und Speditionsgesellschaft, deren Chef Herr René Michel für den Import Deutschland zuständig war, verwaltete mein Lager in den Lagerhallen der BLG.

Die Vielzahl meiner Produkte, die ich mir patentrechtlich zum grössten Teil schützen liess, machte eine Neustrukturierung meiner Firma erforderlich. So nahm ich die Aufgliederung meines gesamten Produktionsprogramms in drei Schwerpunkte vor:

ELU-KLMA

1. Luft-und Klimatechnik
2. UVC-Technologie
3. Duftmarketing

Mein Grundsatz «**immer eine Idee voraus**» bestätigte sich auf vielen Feldern. Mein guter Kontakt zu wissenschaftlichen Instituten, sowie der kontinuierliche Dialog mit der forschenden pharmazeutischen Industrie, gaben mir die Möglichkeit, auf dem Gebiet der Raumluft- und Lebensmittel-Hygiene bei Bedarf Problemlösungen anbieten zu können. So war die Expansion meiner Firma unausweichlich.

Nach 10 Jahren verkaufte ich mein Haus, schon alleine deshalb, weil der technische Fortschritt grössere Umbauten



Geräte neuer Bauserie

erforderlich gemacht hätte und für mein Geschäft die Wohnung nicht ausreichte. Ich mietete ein ganzes Wohnhaus in Gerlingen.

Nach acht Jahren Ehe, am 17. Dezember 1961, wurde meine Tochter Susanne als Sonntags- und Christkind geboren. Über die Geburt eines Mädchens war ich sehr glücklich. Denn einen Jungen hatte ich mir nach meinen Kriegserlebnissen nicht gewünscht. Nun war eine Entlastung für meine Ehefrau geboten und wir gaben unsere beiden Ladengeschäfte in Stuttgart und Schwäbisch Gmünd auf. Unsere ganze Konzentration galt jetzt unseren Industrieprodukten.

Bereits im Jahre 1965 war man sich bewusst, dass die Luft durch Abgase, Rauch, Russ und Gerüche immer mehr verschmutzt werden würde. Erstmals wurde in Deutschland 1965 ein Kongress mit Ausstellung unter dem Motto «Reinhaltung der Luft» im alten Messegelände in Düsseldorf veranstaltet, an dem ich mich als Aussteller beteiligte.

Während des Kongresses lernte ich Fachingenieure für Filtertechnik des Babcock-Konzerns kennen. In der Diskussion über neue Filtermodule erhielt ich wertvolle Anregungen, die dann in Zusammenarbeit mit den Ingenieuren zur Entwicklung eines neuen Filtermoduls, speziell für meine Reinluftgeräte, führte. Bereits ein Jahr später stellte ich diese Neuentwicklung zusammen mit meinen anderen lufttechnischen Geräten auf der Industriemesse in Hannover vor. Diese Messe war grundsätzlich in allen Jahren wegweisend für den Vertrieb meiner Erzeugnisse im In- und Ausland.

Eine Geschäftsverbindung war für mich auf besondere Weise bemerkenswert. Ich erhielt eine Anfrage vom Deutschen Bundestag in Bonn. Ich vereinbarte einen Besuchstermin mit dem Direktor des Deutschen Bundestags, Herrn Direktor Trossbach. Während ich noch im Vorzimmer im Sekretariat sass, öffnete sich die Tür und Direktor Trossbach verlangte von seiner Sekretärin, sie möge aus dem Safe das Original des Grundgesetzes holen. Als sie dann mit dem Originalbuchband zurückkam, ging ich hinter ihr in das Zimmer

von Direktor Trossbach und sagte: «Entschuldigung, gestatten Sie mir bitte, dass ich als namenloser Bürger für mich den historischen Augenblick wahrnehmen darf, das Original des Grundgesetzes zu sehen und zu berühren?»

Im Zimmer waren zwei Journalisten anwesend, denen Direktor Trossbach das Original zeigen wollte. Nun drängte ich mich dazwischen, was mir ohne Widerspruch erlaubt wurde. Das in kunstvoller Aufmachung auf Pergamentpapier in künstlerischer Handschrift geschriebene Grundgesetz ist ein Kleinod des Deutschen Bundestages. Mit einem Auftrag verliess ich dann dieses «Hohe Haus».

Durch die Vielzahl von Fachmessen wurden meine Firma und meine Produkte im In- und Ausland immer bekannter. So erhielt ich 1970 an einer Industriemesse in Basel, wo ich als Aussteller vertreten war, die Einladung von einem schweizerischen Wirtschaftsverband, mich an einer Informationsreise zur Weltausstellung in Osaka, Japan, zu beteiligen. Die Reise von 28 Tagen wurde organisiert von dem Schweizer Reiseunternehmen Kuoni. Mit grossem Interesse beteiligte ich mich an dieser Reise.

Damals gab es noch keine Nonstopflüge von Europa nach Japan, man flog in Etappen. Die Flugzeuge wurden nach jeder Etappe aufgetankt und gereinigt. Wir Fluggäste mussten das Flugzeug verlassen und hatten an den einzelnen Stationen im Flughafen einen Aufenthalt von ein bis drei Stunden. Das war

mitunter sehr interessant, denn man lernte Menschen und Produkte des Landes kennen.

So begann meine Flugreise in Stuttgart über Zürich, Athen, Karatschi, Bombay, Manila, Bangkok, Bali, Hongkong, Colombo, Teheran, Taipeh, Tokio, Singapur. Alle Erlebnisse in den einzelnen Ländern wie Schweiz, Griechenland, Pakistan, Indien, Philippinen, Thailand, Indonesien, Hongkong, Sri Lanka, Iran, Taiwan, Japan und Singapur, niederzuschreiben, würde ein ganzes Buch extra füllen. In diesen Ländern drehte ich einen Film mit meiner Super-8-Kamera.

Die Weltausstellung in Osaka war ein grandioses Ereignis. Die Schweizer diplomatische Vertretung gab für uns einen Empfang im Schweizer Ausstellungs-Pavillon. Die Schweiz präsentierte sich in eleganter Aufmachung mit einem schneeweissen Teppichboden. Die Japaner standen Schlange, um Einlass in den Pavillon zu finden. Der deutsche Pavillon war in bayerischer Aufmachung von den «Wiener Wald»-Betrieben gestaltet.

In Tokio waren wir zum Essen eingeladen. Die ganze Gesellschaft sass auf dem Holzboden im Schneidersitz und wir wurden von Geishas bedient, eine illustre Gesellschaft. Japan war für mich eine ganz andere Welt. Interessant war ein Besuch bei verschiedenen Firmen. So machte beispielsweise die Firma Hitachi mit ihrer Klimagerätefabrikation auf mich einen aussergewöhnlichen Eindruck. Ginza, die vornehmste Geschäftsstrasse in Tokio, vermittelte am Abend mit ihren

Mammutreklamen und dem pulsierenden Leben ein unvergessliches Schauspiel.

Wenn ich die ganze Reise Revue passieren lasse, weiss ich nicht, waren es die buddhistischen Tempel und Shinto-Schreine in Kyoto, Osaka und Tokio, oder die Riksha-Fahrten auf Bali, die mich am meisten beeindruckten. Unvergesslich auch Kobe, die grösste Hafenstadt Ostasiens, das Tor zu Japan.

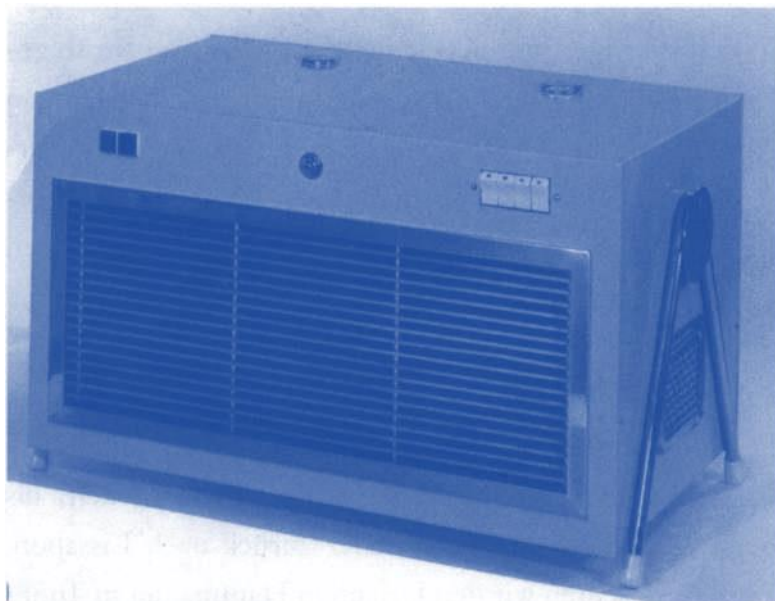
Aber wenn ich ehrlich bin, war ich auch wieder froh als ich zu Hause war und mich mit schwäbischer Hausmannskost laben konnte.

Nach der Aufarbeitung dieser Reise blieben mir viele geschäftliche Erkenntnisse erhalten. So arbeitete ich an der Entwicklung neuer Ideen. Ich perfektionierte meine lufttechnischen Geräte in der speziellen Anwendung von Verdunstungskälte. Im asiatischen Kontinent verschaffte man sich damals Kühlung in der Hauptsache mit Ventilatoren.

Ich erweiterte mein Produktprogramm mit Geräten zur Be- und Entlüftung, Reinluftgeräte mit Carbo Pleat- und Duo Pleat-Filtern der höchsten Feinfiltration gegen Gase und Gerüche. Diese Entwicklung machte ich in Zusammenarbeit mit dem weltweit führenden Filterhersteller Freudenberg Weinheim. Meine Luftkühlgeräte stattete ich mit dem Einbau von UVC-Entkeimern aus, so dass sowohl die durch Feinstaubfiltration angesaugte Raumluft als auch der im Inneren des Gerätes erzeugte Wasservorhang hygienisch einwandfrei von

Bakterien entkeimt werden konnten. Ich wollte ein universelles Gerät konstruieren, das auf vielfältige Weise eingesetzt werden konnte. So eröffnete ich mir einen Markt bei Arztpraxen, Labors, Krankenhäusern, Altenheimen, Gastronomie, Friseuren und Wellnessbereichen, Fleischereien, Bäckereien, Lebensmittelverkauf und -herstellung. Und ich konnte Fachmessen in jeder Branche als Aussteller bestücken.

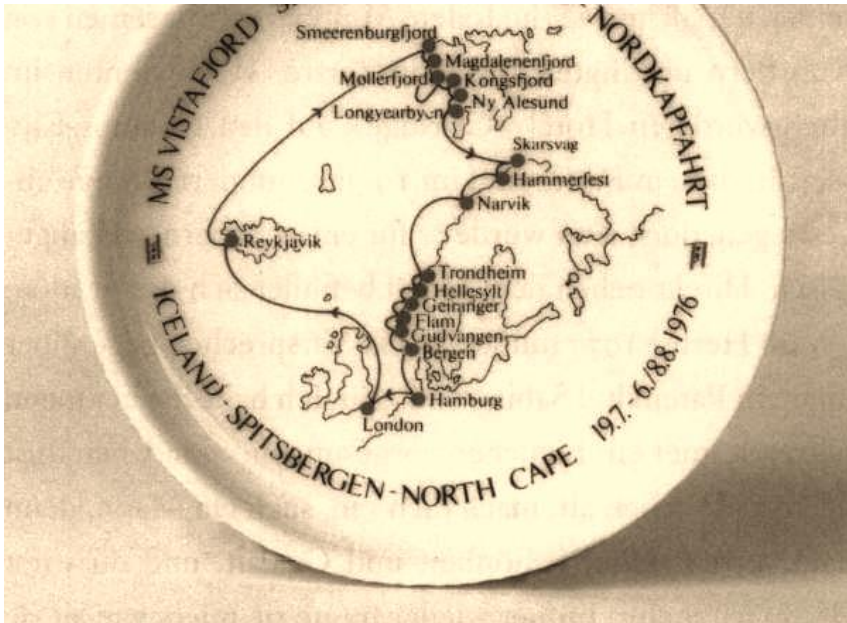
Wenn ich auf einer Messe selbst anwesend war, wurde ich oft von Kunden angesprochen, was ich wieder an Neuigkeiten dabei hätte.



Multifunktionsgerät, damals neuester Bauart

1971 organisierte ich dann die Goldene Hochzeit meiner Eltern, die in Stuttgart in der Fideliskirche zusammen mit dem Kirchenchor, in dem mein Vater über 40 Jahre als Sänger mitwirkte, gefeiert wurde. Mit Verwandten, Freunden und Bekannten feierten wir im Hotel Eiss in Leonberg. Ich engagierte einen Klavier- und Violinspieler, die ohne Verstärker eine dezentere Musik spielten. Obwohl mein Vater schon einen Schlaganfall hatte, wagte er ein Tänzchen mit seiner Braut. Das war das letzte grosse Fest, das mein Vater erleben durfte, denn bereits ein Jahr später, 1972, verstarb er.

In den siebziger Jahren war mein Geschäftsaufbau so gefestigt, dass ich mich auch wieder mehr privaten Dingen zuwenden konnte. Mit meiner Familie machte ich in verschiedenen Jahren Urlaub in Tunesien, Griechenland, Portugal, Schweiz, Dänemark etc. 1973 feierten wir meinen 50. Geburtstag zusammen mit unseren Freunden Regine und Willy Blaich und meinem Patenkind Sabine Blaich auf der Insel Rhodos. 1974 machte ich mit meiner Familie eine Kreuzfahrt mit dem Kreuzfahrtschiff «Funchal» von Lissabon nach Gran Canaria, Lanzarote, Madeira bis hoch zu den Azoren und wieder zurück nach Lissabon. 1975 verbrachten wir den Urlaub in Hammamet in Tunesien. 1976 erlebten wir als Nonplusultra eine Kreuzfahrt mit dem Fernseh-Kreuzfahrtschiff «Vista-fjord» vom 19. Juli bis 8. August.



Kreuzfahrt Hamburg-Nordkap

Wir schipperten von Hamburg aus nach London, dann Reykjavik, dann durch die verschiedensten Fjorde von Norwegen, bis hoch zum Nordkap zur Mitternachtssonne, durchs Eismeer nach Spitzbergen und Kirkenes und dann wieder zurück nach Hamburg. Von dieser Reise werden meiner Familie und mir die herrlichen Fischgerichte, wie Steinbutt und Lachs in ewiger Erinnerung bleiben. Bei schönstem Wetter flogen wir dann nach Kopenhagen, mit einem Besuch im Tivoli-Park und nach der Rückkehr in Hamburg zur Erholung noch nach Helgoland.

1977 machten wir eine vierzehntägige Flugreise zu den Städten Barcelona, mit dem Besuch der Ramblas, Madrid, mit den berühmten Museo del Prado, und dann Paris mit seinen herrlichen Kathedralen, Monmartre mit seinen von Künstlern umringten Place du Tertre. Wir wohnten im altherwürdigen Hotel «Claridge» auf den Champs-Elysees. In diesem Hotel sind im 19. Jahrhundert Könige abgestiegen, doch jetzt wurde es für einen Supermarkt abgerissen. Direkt neben dem Hotel befindet sich das «Lido».

Im Herbst 1977 musste ich ein Versprechen gegenüber meinem Patenkind Sabine einlösen. Ich habe ihr in jungen Jahren immer ein Liedchen vorgesungen: «Mädchen, bist du 1'000 Wochen alt, mach dich ran, such ein Mann, denn bald verschwindet Schönheit und Gestalt, und du wirst alt, du wirst alt». Immer wieder fragte sie mich, wie alt sie mit 1'000 Wochen wäre. «Dann bist du volljährig, 20-21 Jahre alt», war meine Antwort. Und der Tag kam und sie erinnerte mich an mein Versprechen. Sie wollte mit mir eine ganze Nacht in eine Diskothek gehen. Das wollte ich nicht. Ich lud sie dann zu einer Fahrt ins Blaue ein, mit der Vorgabe, eine Garderobe als Tourist und eine elegante für ein Galadiner mitzunehmen. Ich flog mit ihr zur Überraschung für drei Tage nach Paris. Wir wohnten in dem mir bekannten «Claridge» auf den Champs-Elysées und zum Galadiner gingen wir ins «Lido.» Ich hoffe, dass sie dieses Erlebnis auch nach meinem Tode nicht vergessen wird.

1978 verliess meine Tochter mit der Mittleren Reife die Realschule. Ich organisierte für sie eine Fortbildung in einem sehr guten Internat in der Schweiz. So absolvierte sie in dem bekannten Internat «Préalpina» in Chexbres am Genfer See eine zweijährige Weiterbildung. So kamen meine Gattin und ich mehrmals im Jahr zu Feierlichkeiten ins «Préalpina» am Genfer See.

Nach Abschluss der Internatszeit war meine Tochter, angeregt durch die vielen Auslandsreisen und den Internatsaufenthalt, begeistert für eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau. Nach Beendigung dieser Ausbildungszeit legte sie die Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer Stuttgart zur approbierten Kauffrau ab. Während ihrer Tätigkeit als Reiseverkehrskauffrau lernte sie als Reiseleiterin viele Länder wie Schweden, Italien, Spanien, Kenia, Seychellen etc. kennen. Trotz interessanter Tätigkeit war sie mit einem Auge immer mit meiner Firma verbunden.

Im Jahre 1977 wurde mir in Gerlingen ein Grundstück am Forchenrain angeboten. Mein Geschäft boomte und ich wollte expandieren. So nahm ich das Angebot an und erbaute mein zweites Haus am Forchenrain 67. Der Bauplatz war eine unverbaubare Hanglage mit einer phänomenalen Aussicht. In Erinnerung meines ersten Hauses, mit 75 Treppenstufen bis zum Haupteingang, verlangte ich vom Architekten einen ebenerdigen Hauszugang von der Strasse her. So entstand

dann ein fünfstöckiges Haus, welches als Komfortlösung mit einem Lift ausgestattet wurde. Der Privateingang war im Erdgeschoss neben den Garagen und Lagerräumen. Der Haupteingang war nach acht Stufen zum Bürobereich zu erreichen. Die Büros waren auf zwei Etagen verteilt. Zwei weitere Etagen waren Privatbereich, der nach der Rückseite des Hauses einen Zugang zu einer grossen Sonnenterrasse und Garten hatte. Innerhalb des Hauses war ein durchgehender Luftbetriebsschacht eingebaut, durch den Geschäftspapiere per Rohrpost zur gewünschten Etage geleitet werden konnten. Das Haus war sehr grosszügig gebaut. Vom Forchenrain aus konnte ich mit meinen Büros die Messen und Kongresse gut leiten und organisieren.

Die Produktion im bayerischen Wald in Kötzing lief ohne grössere Probleme und die Auslieferung der Geräte über unser Lager bei der Firma Schenker in Furth im Wald geschah reibungslos. Jetzt konnte ich mich auch wieder selbst auf Messen um meine Kunden kümmern.

Auf der Frühjahrmesse in Frankfurt 1984 geschah Folgendes. Zwei Messebesucher suchten ein Gespräch mit mir und erklärten, ob ich wisse, dass in China ein Gerät gebaut würde, ein so genannter «Air-Cooler». Dieses Gerät arbeite nach demselben Prinzip wie mein Gerät, ebenfalls auf der Basis der Verdunstungskälte. Sie könnten mir zwei Mustergeräte vorführen, wenn ich Interesse daran hätte. Ich vereinbarte mit

ihnen eine Uhrzeit, zu der ich sie am gleichen Tage abends in ihrem Büro in Frankfurt besuchen wollte.

Ich sah, dass dieses Gerät mit einem anderen Befeuchtungsmodul arbeitete und fand die Idee nicht schlecht. Ich erklärte, dass, um die Wirkungsweise und die Effizienz des Gerätes zu erkennen, das Gerät eingehend geprüft werden müsste. Wenn sie mir die beiden Mustergeräte überliessen, würde ich ihnen in den nächsten 14 Tagen Bescheid geben. Die Herren waren damit einverstanden und ich packte mir die beiden Geräte in meinen Wagen. Bei einer zusagenden Beurteilung würde ich ihnen einen Erstauftrag von 100 Geräten erteilen, so wurde mein Vorschlag akzeptiert.

Da ich von Frankfurt aus nach Messeende anschliessend zur Fachmesse «Internorga» nach Hamburg weiterreiste, hatte ich dort die Möglichkeit, die Geräte in Betrieb zu testen und gleichzeitig zu analysieren, wie sie bei Kunden ankamen. Die Resonanz war wider Erwarten sehr gut und der Preis stimmte. So erteilte ich nach wenigen Tagen telefonisch einen Auftrag zur schnellstmöglichen Lieferung von 300 Geräten. Ich vereinbarte eine Akkreditivlieferung via Hamburg über die Spedition Dachser. Beim Eintreffen der Geräte in Hamburg waren alle schon verkauft. Meine Tochter machte die Versandpapiere wie Frachtbriefe, Postaufklebaddresses, etc. fertig.

Der Versand der Geräte per Fracht übergab ich der Spedition und mit zwei Lkw-Ladungen fuhren wir zur Hauptpost

in Hamburg. Mit einem Trinkgeld beklebte der Postbeamte meine Pakete mit der Adresse und binnen zwei Stunden war der gesamte Versand erledigt.

Als dann einige Reklamationen an den Geräten auftraten, bemühte ich die beiden Herren aus Frankfurt zwecks Garantieleistungen zur Reparatur zu mir. Mittlerweile erkannte ich, dass an diesen Geräten noch einiges zu verbessern war und erteilte meinen Frankfurter Geschäftsfreunden einen weiteren Auftrag zur Lieferung von too Geräten. Allerdings vereinbarte ich, dass die Zahlung erst dann erfolge, wenn ich die Gewissheit hätte, dass die Ware bereits mit dem Schiff unterwegs war.

Als ich dann die Verschiffungspapiere mit einer chinesischesch ausgefertigten Packliste erhielt, hatte ich das erreicht, was ich wollte. An diesem Tag ging ich zum Essen in ein Chinarestaurant, und der Ober, der mich dort bediente, übersetzte mir die Lieferadresse in Taiwan in der Hauptstadt Taipeh. Anschliessend ging ich in das Hapag-Lloyd-Reisebüro und buchte eine Reise Hongkong-Taipeh.

Meine Buchung beinhaltete einen Hin- und Rückflug Stuttgart-Hongkong-Taipeh und eine Hotelzimmerreservierung für jeweils zwei Nächte in Hongkong und Taipeh. Dies bezahlte ich in bar im Reisebüro. Für einen voraussichtlichen Aufenthalt von 10 Tagen nahm ich 5'000,- DM in bar mit. An der Hotelrezeption in Hongkong erfuhr ich, dass mein Hotelzimmer umgerechnet DM 450,- pro Nacht und in Taipeh DM 250,- kostete. In Taipeh angekommen, machte ich mich sofort

auf die Suche nach einem billigeren Zimmer. Dies fand ich dann auch in einem japanischen Hotel zum Preis von nur DM 150,-.

Wettermässig hatte ich mir die schlechtesten Tage in Taipeh ausgesucht, denn es stürmte und regnete ohne Unterlass. Doch als ich am nächsten Morgen in meinem japanischen Hotel erwachte, schien die Sonne in mein Zimmer. Am Fenster allerdings erkannte ich dann meinen Trugschluss, denn die erfinderischen Eigentümer hatten im Innenhof einen riesigen Scheinwerfer installiert, der ab 6 Uhr morgens als Wecker aufleuchtete. Am Wetter hatte sich nichts verändert, es stürmte und regnete nach wie vor.

Mit Hilfe einer internationalen Spedition fuhr ich mit dem Taxi zum Hersteller der Geräte. Auf Vermittlung der Spedition lernte ich einen etwas Deutsch sprechenden Chinesen, Mr. Wantong, kennen. Dieser Mann war mir sympathisch und ich machte ihn zum Dolmetscher und Vertreter, die ganzen Jahre seit 1984 bis heute.

Eine rentable Lieferung von Geräten aus Taiwan nach Deutschland war nur in der Containergrösse von 40» möglich. Dazu war allerdings mein Haus im Forchenrain nicht geeignet. Nach einigem Bemühen fand ich in Echterdingen, direkt neben dem Stuttgarter Flughafen im Industriegebiet, ein Bürogebäude mit Lagerhalle. Hier schlug ich dann mein Firmendomizil auf.

Später gab ich dann mein Haus in Gerlingen auf, welches

dann von einem Verlag übernommen wurde und zog mit meiner Familie auf die Filderhochebene, in die Nähe meiner Firma. Jetzt hatte ich eingehend Gelegenheit, das chinesische Gerät zu untersuchen und es für europäische Ansprüche zu modernisieren. Ich prüfte die Erzeugung von Verdunstungskälte, die im Unterschied zu meinem Gerät darin bestand, dass ein rotierender Nassfilter, angetrieben durch kleine Motoren von zwei Achsen, ständig durch einen mit Wasser gefüllten Tank transportiert wurde. In meinem Gerät wurde die Verdunstungskälte über eine elektrische Wasserpumpe erzeugt, die das Wasser als Vorhang aus dem Wassertank über die Nassfilter sprühte.

Firmensitz der ELU GmbH in Echterdingen



Die preisliche Rentabilität war mit dem Taiwangerät weitgehend gegeben, ich wollte mir noch mit meinem eigenen Warenzeichen und technischen Verbesserungen ein eigenes Image verschaffen. So gewährleistete ich die Hygiene durch den Einbau einer U VC-Entkeimung für eine bakterienreinigende Luft und Wasser, und setzte im Luftansaugbereich Feinststaubfilter nach dem neuesten Stand der Technik ein. Mein damaliges Gerät, das Multifunktionsgerät Typ Univers, war ein Vorläufer meiner späteren mobilen Raumklimageräte. Das neue Gerät war so begehrt, dass es in allen Branchen Zuspruch fand. Es entwickelte sich ein lukratives Geschäft für mich und auch für meine Lieferanten, denn wir bezogen kontinuierlich die Geräte in 40» Containern.

Dass mein Kühlgerät durch Verdunstungskälte solch ein Furore machte, dass selbst die Chinesen darauf aufmerksam wurden, verschaffte mir in Taiwan ein Entrée, mit dem mir mein freier chinesischer Mitarbeiter Mr. Wantong überall einen Zugang zu den massgeblichen Firmen öffnete. In Stuttgart erhielt ich davon Kenntnis, dass sich die Universität Stuttgart eine Kühlung durch Verdunstungskälte in verschiedenen Räumlichkeiten ihres Hauses einrichtete. Generell war die Verdunstungskälte in unseren Klimabereichen sehr wirksam, bei sehr trockenen Raumluftverhältnissen. Sie war jedenfalls in der Kühlung ein Fortschritt gegenüber den Ventilatoren, für einzelne Räume prädestiniert zur Kühlung in der damaligen Zeit.

Erst danach befasste sich die Industrie mit der Herstellung von mobilen Klimageräten.

Von 1984 an flog ich mehrmals im Jahr nach Singapur, Hongkong, Kuala Lumpur, Bangkok, Taipeh, um mich dort über Neuentwicklungen von luft- und klimatechnischen Geräten zu informieren. Dort wurde mir klar, dass Taiwan auf diesem Gebiet in Ostasien führend war. So wurde in Taipeh ein mehrstöckiges Welthandelszentrum gebaut, in dem taiwanische Firmen ihre Erzeugnisse ausstellen konnten und gleichzeitig dort mit einem Büro vertreten waren. In einer besonderen Etage konnten Firmen aus allen Ländern der Erde ausstellen, die den Kontakt zu asiatischen Ländern für ihre Erzeugnisse suchten.

Jedesmal, wenn ich in Taipeh ankam, hatte Mr. Wantong eine Liste von Firmen zusammengestellt, mit denen ich Kontakt aufnehmen konnte. Er wusste ganz genau, was ich suchte. Beispielsweise lernte ich dort Firmen kennen, die Entfeuchtungsgeräte in allen Leistungsstärken herstellten. Das Klima in Taiwan ist subtropisch, mit schwülen Sommern, die von April bis November dauern. So war dort die Technik in der Herstellung solcher Geräte am weitesten fortgeschritten.

Einmal kam ich in Kontakt mit einer Firma, die Deckenventilatoren in den verschiedensten Ausführungen herstellte. Diese Artikel waren inzwischen auch in Deutschland und Europa gefragt. Ich kannte diese Geräte mit einer Infrarotfemsteuerung, doch als Neuheit wurden mir diese Ventilato-

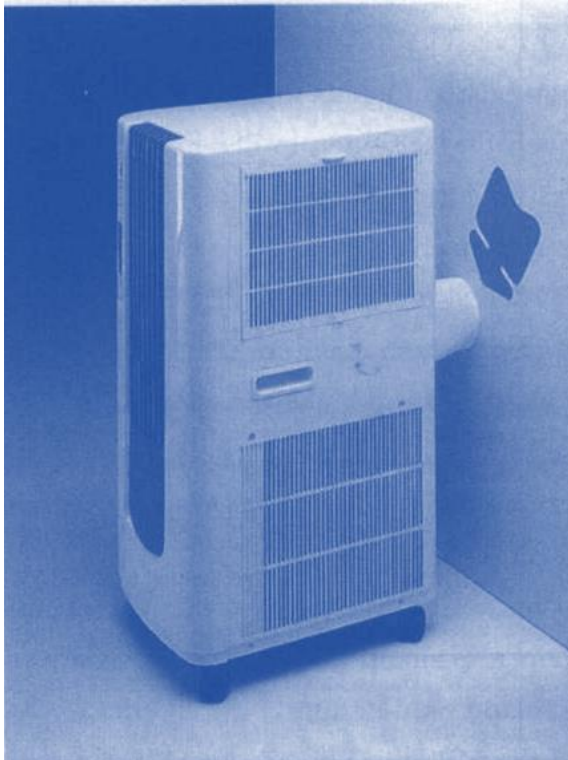
ren mit einer Frequenzsteuerung angeboten. Ich erteilte einen Auftrag von 100 Stück, als Beiladung in einen 40» Container. Später, als diese Deckenventilatoren in den Verkauf kamen, war ich froh, dass ich nur 100 Stück gekauft hatte, denn durch die Fernsteuerung war eine postalische Genehmigung erforderlich.

Neu waren auch Türluftschleiergeräte, die man in Ostasien fast in allen Ladengeschäften sah. So wie hier in Taiwan mit lufttechnischen Geräten ein grosser Markt entstand, so waren auch taiwanesishe Firmen mit der Entwicklung von Klimageräten befasst. Hier machte sich für mich die Zusammenarbeit mit meinem Mitarbeiter Mr. Wantong bezahlt. Er verschaffte mir Zugang zu den grössten und bedeutungsvollsten Firmen in Taipeh. Ich konnte mich in langwierigen Diskussionen in der Fertigung von mobilen Klimageräten durchsetzen.

Im Gegensatz zu den in Italien oder Singapur gefertigten Geräten, bei denen die Abwärme des Kompressors nur nach oben im Gerät durch einen Abluftschlauch nach aussen abgeführt werden konnte, hatte ich eine andere Lösung durchgesetzt. Die Abwärme wurde bei mir nicht nach oben, sondern an der Rückseite des Geräts in einer quadratischen Öffnung nach aussen abgeführt.

Diese Lösung hatte den Vorteil, dass die Wärmeabführung nicht allein mit einem Abluftschlauch, sondern auch durch einen Adapteraufsatz direkt durch eine Lochöffnung im kreisrunden Radius von 10 cm Durchmesser erfolgen konnte.

Ich kam auf diese Idee durch persönliche Gespräche mit Hoteliers auf Fachmessen. Mit meiner Adapterlösung war es jetzt möglich, einzelne Hotelzimmer auf Wunsch zu klimatisieren, indem man die Kompressorabwärme durch eine 10 cm grosse Lochöffnung in der Badezimmertür übers Badezimmer abführte. Nach Beendigung der Klimatisierung wurde die Lochöffnung durch einen Belüftungsadapter geschlossen. Diese Lösung war ein voller Erfolg, denn so machten wir aus einem 3-Sternehotel ein 4-Sternehotel, speziell in den Sommerluftkurorten.



Klimagerät

RCL-7550R

Als spezielles Klimagerät für Arztpraxen, Alten- und Pflegeheime, Krankenzimmer, Labors etc. bauten wir unsere UVC-Entkeimer ein. Bei der Vorstellung dieses Gerätes auf Ärztekongressen und Arztesfachmessen wie «Medica» in Düsseldorf wollten alle Ärzte dieses Gerät mit UVC-Entkeimer. Ich fand immer wieder eine Nische zur Verbesserung und Erweiterung unserer Geräte. Für Airconditionierung entstand ein Boom. Zeitweilig erhielten wir zwei bis drei Container von 40» pro Woche.

Mit der Übersiedlung meiner Firma von Gerlingen ins Industriegebiet nach Echterdingen, neben den Stuttgarter Flughafen, war der problemlose Geschäftsablauf von einer Stelle aus möglich. Hier war die Zufahrt der Speditionen mit den 40» Containern und der Versand unserer Geräte durch Speditionen und der tägliche Versand durch die Firma UPS mög-



Unser 40t. Transportcontainer

lich. Dies war in Gerlingen leider nicht möglich, denn im Forchenrain bestand keine Wendemöglichkeit für die Speditionen.

Auch eine neue Strukturierung war im Einkauf, Versand, Buchhaltung, Finanzen, Messen, nunmehr möglich. Das gesamte Finanzwesen lag in den Händen meiner Gattin, während die anderen Positionen an entsprechende Mitarbeiter verteilt waren. Privat fanden wir auf der Filderhochebene in Stetten, mitten im Grünen, ein zufriedenes Zuhause, nur drei Kilometer vom Büro entfernt.

Nachdem meine Tochter die kaufmännische Volljährigkeit von 25 Jahren zur Führung eines Unternehmens erreicht hatte, liess ich die Firma in Abkürzung meines Namens (Engster-Luft) als Firma ELU GmbH, geschäftsführende Gesellschafterin Susanne Engster beim Registergericht Nürtingen eintragen. Als Senior der Firma wollte ich mich langsam aus dem Geschäft zurückziehen.

Am 3. August 1990 heiratete meine Tochter Jürgen Schenk, der mir und meiner Gattin von Anfang an sympathisch war. Er war in einer guten Position als technischer Kaufmann in dem für Lasertechnik führenden Unternehmen Trumpf tätig. Nach einiger Zeit verschaffte er sich Einblick in die ELU GmbH und er sah in der Selbstständigkeit doch grössere Vorteile. So trat er dann ebenfalls als geschäftsführender Gesellschafter in die ELU GmbH ein. Nun stand der Vergrösserung und dem Aufbau des Geschäfts nichts mehr im Weg, zumal die technische Bearbeitung unserer Produkte

durch meinen Schwiegersohn fachmännisch erfolgen konnte. Unsere Produkte wurden mit dem patentrechtlich geschützten Warenzeichen versehen.

ELU-KLJMA

Jetzt war die Zeit gekommen, zu der ich die alleinige Geschäftsführung der GmbH in die Hände meiner Tochter und meines Schwiegersohnes legen konnte. In der Weihnachtspause flogen wir dann alle zusammen nach Taiwan und ich machte sie dort mit Mr. Wantong und den einzelnen Lieferanten bekannt. Trotzdem flog ich gelegentlich dann auch wieder allein nach Taiwan, wenn ich irgendwelche Ideen verwirklichen wollte. Auch besuchte ich Fachmessen in Singapur, Hongkong, Taiwan und Malaysia, um mich dort über Neuheiten zu informieren.

Einmal hatte ich in Taipeh ein ganz besonderes Erlebnis. Ich war ein Dauergast im Hotel «Holiday Inn» in Taipeh und bewohnte in der sechsten Etage eine Suite. Als ich morgens um 7 Uhr im Badezimmer war, schwankte der Boden unter meinen Füßen, die Spiegel, die Wände bewegten sich. Ich hielt mich am Waschbecken fest und suchte den Weg zu meinem Bett. Auf der Bettkante sitzend dachte ich, Artur, du hast Kreislaufstörungen. Nachdem sich alles wieder beruhigt hatte, fuhr ich mit dem Lift nach unten ins Hotelfoyer, wo mich Mr. Wantong empfing und mir erklärte, dass es ein Erdbeben gewesen wäre, was mich unruhig gemacht hatte. Abends dann beim Abendessen in dem berühmten Restaurant

«Suisse-Fass», in dem meistens Deutsche und Schweizer verkehrten, war das Erdbeben natürlich *der* Gesprächsstoff.

Als dann am 23.8.1991 unser Sonnenschein, Julia, unsere Enkeltochter, auf die Welt kam, war das Glück perfekt.

1992 erhielt ich auf einer Messe in Nürnberg eine Hiobsbotschaft. Mein treuester Mitarbeiter, Hans-Joachim Hachfeld wäre am Messestand in Luxemburg zusammengebrochen und läge im Krankenhaus «Sacré Coeur» in Luxemburg. Ich fuhr mit meinem Wagen sofort von Nürnberg nach Luxemburg, wo mich seine Gattin empfing und mir erklärte, dass es ihm sehr schlecht gehe. Nach Rücksprache mit dem Chefarzt erhielt ich die Mitteilung, dass er nur noch wenige Tage zu leben hätte.

Er hatte seinen grossen amerikanischen Pkw mit Wohnanhänger auf dem Campingplatz in Luxemburg abgestellt. Ich telefonierte mit dem Krankenhaus in Fulda, wo er als Patient schon behandelt wurde, organisierte über den ADAC in München ein Flugzeug, das ihn von Luxemburg über Kassel nach Fulda transportierte und einen Fahrer, der das Auto mitsamt dem Wohnanhänger und seiner Gattin an den Wohnort nach Bad-Hersfeld fuhr. Am Dienstag kam er in Fulda an und am Freitag starb er. Herr Hachfeld wurde 65 Jahre alt und war 35 Jahre ein zuverlässiger und hervorragender Mitarbeiter mei-

ner Firma. Er starb an Prostatakrebs. Ein ehrendes Gedenken werde ich ihm, bis zu meinem Tode, bewahren.

Zu meinem 70. Geburtstag 1993 organisierten meine Jungen eine festliche Feier im «Hotel Fissler-Post» in Suttgart-Plieningen. Es sollte eine Geburtstagsfeier werden, an der alle Generationen der Verwandtschaft, Freunde, Schulkameraden und Bekannte daran teilnehmen. An einem herrlichen Sommer-Sonntag, trafen wir uns zuerst zu einem Stehempfang auf der Sonnenterrasse des Hotels. Nach den Begrüßungen begann im festlich geschmückten Festsaal des Hotels die eigentliche Feier. In mehreren Rundtischen war gedeckt für die zusammengehörenden Gruppen. So waren Tische für die Verwandtschaft reserviert, wie auch für meine Schulkameraden und Dewist-Stammtischfreunde und weiteren Bekannten von mir. Zu Beginn sprach mein Freund Dr. Eberhard Klumpp die Laudatio. Nach einem mehrgängigen Menü begann dann der gemütliche Teil der Feier mit diversen Gesangseinlagen, Gedichten, vorgeführten Sketchen, ja selbst ich musste zum x-ten Mal meine Schwätzameiere vortragen. Wie ich heute noch, nach über 10 Jahren immer wieder von meinen Freunden höre, «Dein Siebziger war ein unvergessliches Fest». Lange nach dem Mitternachtsbüfett suchten wir unsere Nachtruhe in den reservierten Hotelbetten. Von dem Faupax zu Beginn des Abends wurde von den Anwesenden nichts bemerkt. Wir hatten eine Zwei-Mannkapelle engagiert, die ohne Lautsprecher in gedämpfter Musik den Abend begleiten soll-

te. Doch während wir noch beim Aperitif im Freien standen, kam der Kapellmeister zu mir und bat mich in den Saal, wo er mir seine Hammondorgel vorführte und erklärte, die Orgel sei defekt. Ich empfahl ihm, doch das hiesige Klavier zu nehmen, doch er konnte zwar eine elektronische Orgel bedienen, jedoch ein Klavier spielen, Fehlanzeige. Wir verlangten, dass die beiden Musiker ihre Instrumente einpacken und auf der Stelle verschwinden sollten.

Im Nachhinein stellte ich fest, es war viel besser ohne Musik, denn die Vorträge und die Unterhaltung fanden eine ganz andere Beachtung.

1993 wurde ich in einer Feierstunde mit der Goldenen Ehrennadel, 50 Jahre «Alte Gilde» der Wirtschaftsgymnasiasten, geehrt.



*Goldene Ehrennadel
«Alte Gilde» der
Wirtschaftsgymnasiasten*

Zu meinem 75. Geburtstag organisierten unsere Jungen Susanne und Jürgen für meine Gattin und mich eine 14-tägige Reise nach Amerika. Diese zwei Wochen waren hervorragend durchgeplant. Wir flogen am 16. Oktober 1998 mit der Luftansa über Atlanta nach Miami. In Miami-Beach erlebten wir einen achttägigen Erholungsurlaub mit einer Ausflugsfahrt zum Besuch der Krokodile in den Everglades. Wir faulenzten und machten Besichtigungen in Miami. Nach einer Woche flogen wir nach New York und begannen von dort eine siebentägige Rundreise mit dem Bus durch den Osten Amerikas, bis hoch zu den Niagara-Wasserfällen, Kanada Williamsport, Philadelphia, Washington und zurück nach New York.

Diese Fahrt war sehr interessant, wir lernten Land und Leute kennen. Allerdings gewann ich dabei auch die Erkenntnis, dass in Amerika nicht alles Gold ist was glänzt, in vielen Dingen gar noch ein Entwicklungsland. Der Höhepunkt unserer Reise war dann zum Abschluss noch ein dreitägiger Aufenthalt in New York, in dem weltbekannten Hotel «Waldorf Astoria Tower».

Beim Abflug in New York nach Deutschland erlebten wir nochmals eine Überraschung. Als wir im Flugzeug saßen und uns wunderten, dass der Abflug sich verzögerte, kam die Durchsage: «Wir haben einen Passagier zu viel an Bord». Ein junger Mann liess sich das Angebot nicht entgehen, denn ihm wurden eine Übernachtung und 600 US-Dollar geboten, als er

sich bereit erklärte, auszusteiigen. Ich wunderte mich über das strenge Kontrollsystem beim Einsteigen.

Am 31. Mai 1994 kam mein zukünftiger Junior-Juniorchef Sebastian auf die Welt. Ein Enkel, dem ich wünsche, dass er niemals in seinem Leben eine Waffe in die Hand nehmen muss. Um so mehr lohnt es sich, die Firma weiter aufzubauen, um die Stabilität für die Zukunft zu sichern.

Die Luft- und Klimatechnik steht auf sicheren Füßen, so dass sich die ELU GmbH weiter um den Ausbau der UVC-Entkeimungstechnik kümmern konnte. Es ergab sich ein weites Feld in der Lebensmittel- und in der Raumluft-Hygiene. Wir entwickelten UVC-Reflektoren für direkte und indirekte Luftentkeimung, welche hauptsächlich in Kühl- und Lagerräumen eingesetzt wurden und die Luftumwälzung durch Konvektionsventilation erfolgte. Weitere UVC-Geräte stellten wir als Stand- oder Wandgeräte her, die vornehmlich in Arztpraxen und in Wellnessbereichen Verwendung fanden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfuhren wir von der Pharmaindustrie. Wir entwickelten in Zusammenarbeit mit der Firma Aventis AG (ein Nachfolgebetrieb von Hoechst) eine UVC-Bestrahlungskammer zur Vernichtung von Mikroorganismen. Nachdem der erste Versuch ein voller Erfolg war, haben wir inzwischen mehrere Bestrahlungskammern hergestellt. Es gibt noch viele Ideen für eine UVC-Entkeimung für Luft und Wasser. Ganz besonders liegt mir der Einsatz unserer Geräte im Wellnessbereich am Herzen, weil

hier der Gast seine Erholung sucht, aber dabei übersehen wird, dass die Ansteckungsgefahr durch transpirierende Gäste aus dem Sauna- und Dampfbadbereich und aus dem Fitnessbereich in den Ruheräumen sehr gross ist und eine besondere Hygiene erfordert.

Meine Ideen für neue Innovationen gingen mir nie aus. So kam mir wieder meine Beduftung mit den Autozolfreshern fürs Auto in den Sinn. Ich entwickelte als drittes Standbein unseres Firmenprogramms das ELU-Klima-Duft-Marketing. Ich fuhr in das Eldorado der führenden Weltfirmen wie Haarmann & Reimer, eine Tochter der Bayer AG, und Firma Dragoco. Schon am Ortseingang von Holzminden kann man die Düfte dieser Firmen riechen. Der erste Schritt «Duft» war also schon getan. Jetzt waren nur noch Geräte für die Beduftung zu entwickeln. Ich liess bei der Firma Sandrock GmbH eine kleine Wanne in Plexiglas fertigen und setzte diese in ein kleines Belüftungsgerät ein. Jetzt konnte in die Wanne Duftstoff eingefüllt werden und meine mir patentrechtlich geschützten Volumenpapierfilter schob ich in die Wanne ein, die saugten kontinuierlich den Duftstoff auf und der eingebaute Ventilator verteilte den Duft im gesamten Raum. Das war der Anfang unseres Duft-Marketing-Programms. Jetzt entwickelten wir Geräte für Langzeitbeduftung für Raumgrössen bis 1000 m³ und Einbaugeräte für Luftkanäle. Wir kreierten neue Wege in der Werbung, Animation, die zarteste Versuchung der Ver-

kaufsförderung. Image-Werbung, Produkt-Werbung, Promotion-Event-Werbung.

Mit unseren Beduftungsgeräten brachten wir Blumenarrangements zum Duften. Kaffee, Kuchen, Obst, Eis etc. konnten wir in den verschiedensten gewünschten Düften animieren. Auf der Funkausstellung in Berlin führten wir unser Gerät vor «Hören Sehen Riechen», ein Videogerät, das bei der Kaffeeherstellung den Duft von Kaffee und bei der Orangensaftherstellung den Duft von Orangen riechen liess. Auf Messen locken die Firmen ihre Interessenten durch Eis zum Schleckern, Bier, Weisswürste, Obst, Brezel etc. an den Stand. So erzeugten wir einmal auf der Hannover Industriemesse an

Funkausstellung Berlin Ausstellungsstand «HÖREN, SEHEN, RIECHEN»



einem Maschinen-Ausstellungsstand als Gag einen verdeckten Popcornduft. Die Firma bestätigte uns den Erfolg.

Unser gesamtes Produktionsprogramm war mittlerweile so bekannt geworden, dass ich mal von Radio Bremen zu einer Fernsehvorführung mit Interview an einer Hannover Messe eingeladen wurde, unsere Neuheit, das Multi-Funktionsgerät, vorzuführen. Der hessische Rundfunk machte mit mir ein Interview auf der Frankfurter Frühjahrsmesse über unsere Neuheit, das mobile spezielle Klimagerät. In Berlin zur Funkausstellung wurde ich von Berlin aktuelle 93,6 interviewt über unsere sensationelle Neuheit, «HÖREN, SEHEN, RIECHEN». Von der Landwirtschaftskammer Rheinland wurde ich zu einem Vortrag zum Floristenkongress im Gruga-Park in Essen eingeladen. Ich hielt einen Vortrag mit Vorführung unserer Neuheit «ELU-Duftmarketing, lässt Blumen in allen Variationen duften». Unser Herr Weinmüller führte im Rahmen der Eskimo-Eiskonferenz 2000 im Congress Casino Baden bei Wien neue Eisvariationen durch entsprechende Beduftung vor. Wir bedufteten Bühnenstücke im Opernhaus in München. Hotels von Kempinski in Moskau wurden von uns beduftet. Die Schweizer Staatsbahn lässt ihre Züge durch uns beduften. Melitta lässt ihren Kaffee durch unsere Geräte beduften. Am neu erbauten Flughafen in Dubai wird die Abfertigungshalle von uns über die Belüftungsanlage beduftet.

Inzwischen hat auch die Firma DaimlerChrysler mit uns Kontakt aufgenommen. In mehreren Sitzungen berieten wir die Entwicklungsabteilung der Firma DaimlerChrysler, ein Gremium von Visionären und Dr. Dipl. Ing. Designern, mit der Technik der automatischen Raumbeduftung, so dass die Firma sich nur noch mit dem Elektronikeinbau in ihre Fahrzeuge zu befassen hat. Ein Fortschritt wird dies bedeuten, in der Reduzierung von Ermüdungserscheinungen des Autofahrers bei längeren Autofahrten und einem exklusiven Image des Fahrzeuges. Ich könnte noch über viele Möglichkeiten der Raumbeduftung schreiben. Duftmarketing zeigt neue Wege für Ideen-Impulse-Innovationen.

Nachdem seit Januar des Jahres 2006 in den Medien, Zeitungen, Fernseh-Talkshows etc. im Zusammenhang mit der Gesundheitsreform über Arztepfusch diskutiert wird, blättere ich in Gedanken in meiner Vergangenheit zurück. Ich stellte fest, dass ich neben vielen positiven, hervorragenden ärztlichen Behandlungen bei meinen Kriegsverwundungen auch einige negative Erfahrung machen musste. In der Diskussion wird von 400'000 Behandlungsfehlern jährlich geredet. Hierzu kann ich persönlich zwei Beispiele schildern.

Meine Gattin ging mit befreundeten Damen zum Kegeln. Eines Tages kam ihre Kegelschwester und sagte, ihr Sohn hätte sein Studium mit der Promotion als Doktor der Zahnme-

dizin beendet. Einige Wochen später wurden wir alle zur Besichtigung seiner Zahnarztpraxis eingeladen. Alles funkelnagelneu, uns wurde vorgeführt und erklärt, mit welchen neuen Techniken heute eine Zahnarztbehandlung durchgeführt wird. Ich war beeindruckt und meldete mich vielleicht ein halbes Jahr später bei dem Doktor zur Behandlung an. Er untersuchte und erklärte mir, wie er mein Gebiss in Neuzustand herstellen könnte und machte mir einen Kostenvoranschlag von 13'000 DM. Ich erklärte mich bei meinem nächsten Besuch damit einverstanden unter der Bedingung, dass die notwendige Prothese fest im Kiefer befestigt sein muss. Er sagte mir dies zu und ich leistete eine Anzahlung von 5'000 DM.

Doch leider fiel die Behandlung nicht zu meiner Zufriedenheit aus. Die Prothese wackelte in meinem Mund hin und her und er vertröstete mich, das sei am Anfang einfach so, das würde sich schon noch geben, denn das wäre die einzige Möglichkeit bei mir mit dieser Prothese. Ich weigerte mich, den Rest von 8'000 DM zu bezahlen. Jetzt suchte er den Klageweg gegen mich beim Landgericht in Stuttgart.

Bei der Zahnärztekammer in Stuttgart-Vaihingen liess ich mir eine Liste der vereidigten Sachverständigen geben. Mittlerweile war ich überzeugt, dass dies ein Generations-Problem ist, denn er beharrte auf seinem Standpunkt. Ich nahm die Sachverständigenliste und fing beim Buchstaben A an. Am Telefon meldete sich die Sprechstundenhilfe und ich er-

klärte ihr, ich möchte gerne meinen Kriegskameraden besuchen. Die Antwort war, dass das nicht sein könne, da ihr Chef noch gar nicht so alt sei. So ging ich die Liste von Buchstaben zu Buchstaben weiter, bis ich beim Buchstaben D den Dr. Dertmann in der Bolzstrasse in Stuttgart fand, der meinem Alter entsprach. Den besuchte ich dann und erzählte ihm von meinem Missgeschick. Dr. Dertmann liess sich die Behandlungsunterlagen geben und mit einer Untersuchung meines Unter- und Oberkiefers erstellte er eine Analyse, nach der es noch drei weitere Möglichkeiten meiner Zahnbehandlung gegeben hätte. Herr Dr. Dertmann trat zusammen mit meinem Rechtsanwalt Schaller bei dem Prozess vor dem Landgericht Stuttgart als Sachverständiger auf. Der Zahnpfuscher hat in allen Punkten verloren und zahlte dafür teures Lehrgeld. Damit ging auch die Kegelfreundschaft meiner Gattin und ihrer Kegelschwester zu Ende.

Zweites Beispiel: Am 30. Juni 1999 musste ich mich im Katharinenhospital in Stuttgart an der rechten Schulter wegen einer Arthrose operieren lassen. Nach der Operation wurde mein rechter Arm auf einer Ballonhalterung zur Ruhestellung von Arm und Hand für sechs Wochen festgebunden. Dies hatte zur Folge, dass ich die rechte Hand nicht mehr bewegen konnte. Zur Überprüfung und Begutachtung ging ich zu einer neurologischen Fachärztelepraxis. Dort stellten vier Fachärzte fest, dass meine rechte Hand durch ein Sulcus ubnaris Syndrom gelähmt ist.

Eine operative Therapie sei hier angezeigt. Nach diesem Befund ging ich in das Katharinenhospital, um dem Chefchirurgen meine Reklamation vorzutragen. Ich erklärte ihm, dass ich durch seine Behandlung zu einem Pflegefall geworden bin. Dass meine linke Hand durch den Krieg gelähmt ist, war den Ärzten vor der Operation wohlbekannt. Der Chefchirurg suchte zunächst die Ursache in einer radiologischen Untersuchung der Halswirbelsäule zu finden und empfahl dann eine ergotherapeutische Behandlung und eine krankengymnastische Übungsbehandlung. Beide Behandlungsmethoden brachten keinen Erfolg. Einzig und allein die operative Therapie der neurologischen Fachpraxis war angezeigt.

Jetzt fand mein Schwiegersohn die Lösung. Er war einige Jahre zuvor nach einer schlimmen Verletzung in der Universitätsklinik Erlangen bei einem Spezialisten der Handchirurgie in Behandlung. Dieser Spezialist, Prof. Dr. med. Landsleitner, war inzwischen Chefarzt in der Klinik für Handchirurgie in Bad Neustadt an der Saale. Da mein Schwiegersohn bei dem Professor noch in bester Erinnerung war, genügte ein Anruf und er empfing uns in der Klinik. Vom 18.10.–23.10. 99 war dann in der Klinik zur stationären Behandlung und wurde dann dort persönlich von Prof. Landsleitner im rechten Ellenbogengelenk an dem Sulcus ubnaris Syndrom zu meiner vollsten Zufriedenheit operiert.

Wenn ich meine geschäftlichen Aufbaujahre so ausführlich geschildert habe, so war es meine Absicht, der heutigen jungen Generation Mut zu machen, ihr Schicksal selbst durch eigene Ideen zu gestalten. Visionen in Taten umzusetzen!

Das Selbstbewusstsein zu stärken ist der erste Weg, sich im Leben durchzusetzen, durch Überzeugung vom Wert des eigenen Lebens.

Mit Optimismus, Selbstvertrauen und Durchsetzungsvermögen lassen sich mit Beharrlichkeit Ideen und Probleme im privaten wie auch im geschäftlichen Bereich lösen. Zurückblickend war mein Selbstbewusstsein als Unternehmer immer gefordert, wie sich in meinem geschilderten Berufsleben gut erkennen lässt. Aber auch im privaten Bereich habe ich Beispiele genannt, bei denen ich sehr selbstbewusst auftreten musste.

Pessimistische Menschen finden zu jeder Idee ein Problem. Optimistische Menschen, zu denen ich mich zähle, handeln nach dem Motto, dass in jedem Problem eine Chance liegt!

Stolz und Freude empfinde ich, dass meine 1948 begonnene berufliche Selbstständigkeit durch meine Nachfahren, meine Tochter und meinen Schwiegersohn, eine gedeihliche Fortführung erfuhr.

Ich stelle fest, dass mit der heutigen modernen Computer-Internet-Technik mein Schwiegersohn durch seine technischen Produkt-Neuentwicklungen mit der Firma im interna-

tionalen Markt eine bedeutende Rolle spielt. Richtig eingesetzt können Computer also auch Gutes bewirken. Ich kann nur sagen: «weiter so, Glück auf»!

RESÜMEE

Zukunftsperspektive! Die globale Weltwirtschaft benötigt mehr Arbeitskräfte als es insgesamt Arbeitslose gibt. Allein in Europa ist es notwendig, die einzelnen Länder so zu strukturieren, dass alle auf dem gleichen Nenner sind und das Lohn- und Steuersystem angeglichen ist. Erst dann wird Europa eine bedeutende Rolle in der Weltwirtschaft spielen. Wie viele Arbeitskräfte, Forscher, Wissenschaftler und Visionäre werden benötigt um beispielsweise den Hunger in der Welt zu beseitigen! Das wäre doch eine Aufgabe, die dem Leben einen Sinn geben könnte. Nicht Waffen und Kriege lösen diese Probleme, sondern der Geist und die Liebe der Menschen zueinander sind das Ziel eines friedlichen zufriedenen Lebens.

Am Ende meines Buches erinnere ich mich an den Nobelpreisträger und Zellphysiologen Bert Sackmann vom Heidelberger Max-Planck-Institut für medizinische Forschung. Er erforschte, wie Nervenzellen im Gehirn miteinander kommunizieren. Warum gibt es ein Kurz- und Langzeitgedächtnis? Bei der Erforschung der menschlichen Gene wurden in der Grundlagenforschung neue Erkenntnisse gewonnen, dass nicht das Lang-, sondern das Kurzzeitgedächtnis eines bestimmten Gens ausfiel.

Diese Feststellung kann ich hundertprozentig bestätigen. Ich erlebte beim Schreiben meines Buches die Erinnerungen

so genau, als wenn es erst heute gewesen wäre. Während ich mich an Vorkommnisse, die erst ein paar Tage zurückliegen, mitunter nicht mehr erinnern kann.

Mit einem Resümee will ich am Anfang des Jahres 2006 mein Buch beenden. Trotz aller Höhen und Tiefen in meinem Leben hat es sich gelohnt, in Deutschland beim Aufbau der Demokratie mitarbeiten zu dürfen. Wenn man beide Seiten kennt, Diktatur und Demokratie, weiss man was es bedeutet, in Freiheit und Frieden in einem Land leben zu dürfen.

Der Jugend rate ich, mit Energie und Selbstbewusstsein, Visionen mit Ideen zu verwirklichen. Vielleicht gebe ich mit meinem Buch einen Fingerzeig hierzu!

Unseren Politikern ist es gelungen, aus dem Nachkriegsdeutschland, in dem unsere Städte in Schutt und Asche lagen und das Land in zwei Staaten, Ost und West, geteilt war, eine friedliche, freiheitliche Demokratie aufzubauen, in der wir heute schon über 60 Jahre in Wohlstand und gesellschaftlicher Produktivität leben. Sogar die Jugend anerkennt diese Leistungen, beispielsweise mit dem Schlager der Sänger Brunner & Brunner: «Wir sind alle über 40 und haben im Leben nichts vermisst». Ist das nicht eine Lobeshymne für die Politiker?

Allerdings macht mich die Tatsache, dass Deutschland, laut Statistik, das grösste Einwanderungsland der Welt ist, sehr nachdenklich. Hier stellt sich die Frage der kulturellen

Identität immer dringlicher. Während wir in Deutschland in einer christlichen Kultur leben und aufgewachsen sind, besteht die Gefahr, durch den islamischen Fundamentalismus unterwandert zu werden. Europa muss auf einem soliden Fundament errichtet werden, auf dem die verbindenden Werte nachhaltig von Bibel und Christentum geprägt sind. Und wer nach Europa einwandern möchte, hat sich dieser Kultur anzupassen, nicht unbedingt der einzelnen Nationalität, sondern der europäischen Kultur, denn darauf fusst unsere Gesellschaft.

3 JAHRHUNDERT-LEBEN ZUM NACHDENKEN!

- 1.** Mein Freund Willi starb einen Sekunden-Tod und liegt auf dem Friedhof in einem Grab mit Blumen bewachsen.
- 2.** Viele Freunde von mir starben den so genannten Heldentod für Führer, Volk und Vaterland und liegen heute irgendwo in der Erde verscharrt.
- 3.** Meinjahrhundert-Leben habe ich vorstehend beschrieben, es zeigt die genannten Schicksals-Unterschiede!

Weiterhin befassen sich meine Gedanken mit drei Fragen:

1.) Unsere Forscher und Wissenschaftler haben auf Grund der Kriegserfahrung in den technischen Entwicklungen neue Waffensysteme entwickelt, die zur Fertigung einer Atom-bombe geführt haben. So dauern künftige Kriege keine Jahre mehr, sondern können schon in einem Tag erledigt werden.

Ist dies ein Fortschritt?

2.) Unsere Forscher und Wissenschaftler haben Maschinen entwickelt, die als Roboter die menschliche Arbeit erleichtern oder sie ganz dem Menschen abnehmen. In der Medizintechnik haben sie Dinge geschaffen, die das menschliche Leben verlängern.

Ist dies ein Fortschritt?

3.) Unsere Politiker haben zum Wohle unseres Landes eine Demokratie aufgebaut, die in der kleinsten Gemeinschaft, in der Gemeinde, mit einem Gemeinderat und Bürgermeister beginnt, in der Stadt mit einem Stadtrat und einem Oberbürgermeister. Die Bundesrepublik Deutschland besteht aus 16 Ländern, die in ihren Landtagen mit einem Parlament von Abgeordneten und Ministern, Staatssekretären und eines Ministerpräsidenten, und die freien Hansestädte, Hamburg und Bremen und unisono die Bundeshauptstadt Berlin, mit einem

Parlament von Abgeordneten, Senatoren und eines Regierenden Bürgermeisters regiert werden. Über diesen Institutionen regiert der Deutsche Bundestag mit einem Parlament von vielen Abgeordneten, Ministern, Staatssekretären und an der Spitze eine Bundeskanzlerin. Weiterhin gibt es ein europäisches Parlament in Strassburg, in dem Abgeordnete aller in der Europäischen Gemeinschaft zusammengeschlossenen Staaten regieren. Alle diese Institutionen von unten bis oben erlassen Richtlinien, Verordnungen, Vorschriften und Gesetze zu unserem Wohle. Ein Dirigismus von Bürokratie!

Ist dies ein Fortschritt?

Vielleicht wäre hier WENIGER MEHR?!

Ich hoffe und wünsche mir, dass unsere Forscher und Wissenschaftler, zusammen mit den Politikern, nun sich mit dem gleichen Elan an die Probleme der Arbeitslosigkeit, der Gesundheitsreform etc. machen.

Nur mit einer Lösung dieser Probleme sind der soziale Frieden und die Zukunft unserer Jugend gewährleistet.

LESEPROBE

ANITA HÄUSSERMANN
GRAND-MERE

**DIE GESCHICHTE UND DIE GESCHICHTEN
MEINER LOTHRINGISCHEN GROSSMUTTER**

Edition Zeitzeugen im

TIMON  VERLAG

VORWORT

Eine wichtige Rolle in meinem Leben, sicher auch im Leben meiner Geschwister, spielte unsere französische Grossmutter, die wir Grand-mère nannten. Die Eltern unserer Mutter lebten in Lothringen. Im Nachhinein habe ich mich oft gefragt, ob unsere Grand-mère wirklich so französisch war, wie sie auf uns wirkte. Ihre Einstellung hatte etwas Grenzüberschreitendes und war jeglichen Chauvinismus' abhold. Nie hat sie ihren Enkeln aus Deutschland erlaubt, sich negativ über Frankreich zu äussern und sie wurde sehr böse, wenn ihre Enkel aus Innerfrankreich von den «Barbaren» jenseits des Rheins redeten. Auch wenn sie gar nicht mit allem einverstanden war, was auf der einen und der anderen Seite des Grenzflusses gesagt und getan wurde, so war sie doch in erster Linie tolerant.

Nach ihrem Tod fiel uns ein Blatt aus einem abgelaufenen Pass in die Hand, das sie aufbewahrt hatte; wohl wegen des besonders eleganten Huts, den sie auf dem Passbild trägt. Auf diesem Blatt steht unter der Rubrik «Nationalität»: deutsch – Reichsland Elsass-Lothringen. Das deutsche Kaiserreich hatte die Bezeichnung «Reichsland Elsass-Lothringen» eingeführt für das Gebiet, das nach dem gewonnenen deutsch-französischen Krieg von 1870/71 an Deutschland gefallen

war. Es bedurfte dieser Spezifizierung im Pass, um deutlich zu machen, dass die Bevölkerung des Reichslands nicht einfach deutsch, sondern – aufgrund ihrer anderen Geschichte – etwas anderes war als die übrige Bevölkerung Deutschlands. Grand-mère empfand das gar nicht als Diskriminierung. Schliesslich war sie in erster Linie Lothringerin; die Staatszugehörigkeit kam für sie erst an zweiter Stelle. Vor 1870 geboren, musste sie im Laufe ihres Lebens fünfmal ihre Nationalität wechseln, ungefragt und automatisch. Kein Wunder also, dass sie vor allem an ihrer Lothringer Identität festhielt, die ungeachtet aller politischen Veränderungen immer bestehen blieb.

Rückblickend wird mir deutlich, dass sie eine ausgesprochen emanzipierte Frau war, zu einer Zeit, als dies eher ungewöhnlich war. Lautete doch damals noch – und galt bis 1938 – Artikel 13 des französischen Code civil: «Der Mann ist seiner Frau Schutz, die Frau dem Mann Gehorsam schuldig». Ich wage zu bezweifeln, dass sie sich von den Suffragetten der Jahrhundertwende hatte beeinflussen lassen. Viel eher streifte sie für sich alleine einige von den Fesseln ab, die die Frauen ihrer Zeit zu tragen gewohnt waren. Dabei wahrte sie Form und Anstand und spielte ihre Rolle als angesehene Geschäftsfrau mit Souveränität. Aber sie tat, was sie selbst für richtig und wichtig hielt; sie tat auch, was ihr Spass machte, notfalls ohne die Zustimmung ihres Ehemanns. In ihren Entscheidungen war sie absolut unabhängig.

Für ihre Eleganz war sie in der ganzen Stadt bekannt. Es gibt da eine Photographie von ihr als junge Frau. Sie trägt einen knöchellangen, schmal geschnittenen schwarzen Pelzmantel aus Persianerklaue. (Dieser Pelzmantel ist übrigens später auf irgendeinem Wege zu uns nach Stuttgart gelangt, arg zerschlissen schon, und diente uns in den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs im Luftschutzkeller als wärmende Decke). Auf dem Kopf trägt sie einen Hut von unbeschreiblicher Form, geschmückt mit drei Pfauenfedern. Sie erzählt, dass sie mit dem Werk der Putzmacherin nicht ganz zufrieden war. Der Hut war ihr zu schlicht. Also machte sie sich daran, die drei Pfauenfedern, die sie im Pfauengehege auf dem Gutshof ihrer Schwester gefunden hatte, auf dem Hut zu befestigen. Ihre Töchter meinten, dies sei doch unmöglich, es wirke komisch und sei zu auffällig; aber sie liess sich nicht beirren. Niemand lachte, als sie in ihrer neuen Garderobe, die wippenden Pfauenfedern auf dem Hut, durch die Stadt schritt. Niemand fand das komisch. Sie war eine elegante Erscheinung.

Für uns Kinder war sie die Brücke hinüber in ein fremdes Land, in dem wir durch sie heimisch wurden. Diese Brücke hat gehalten und sich stärker erwiesen als die Mauern der Feindschaft und des Hasses, die in unseren Kinderjahren zu beiden Seiten des Grenzflusses aufgerichtet wurden. Auf dieser Brücke haben wir auch – Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg – die französischen Vettern wieder getroffen, denen sie

ebenso wie uns ihr Haus zum geliebten Feriendomizil hatte werden lassen.

Ihre Geschichte und ihre Geschichten aufzuschreiben, wurde mir ein Bedürfnis. Meine Nichten und mein Neffe wissen nur wenig über die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – *«l'entre-deux-guerres»*, wie die Franzosen sagen – und über ihre Urgrossmutter, deren Leben sehr viel mit den beiden Ländern zu tun hat, zwischen denen wir, meine Geschwister und ich, aufgewachsen sind.

01 FRÜHE ERINNERUNGEN

In meinem Gedächtnis sind ein paar Erinnerungsbilder haften geblieben, die sehr weit zurückreichen. Das erste Photoalbum, das die Eltern für mich angelegt haben, bestätigte mir später, dass ich die nachfolgende Szene tatsächlich erlebt habe, denn es gibt ein Photo davon.

Ich liege bäuchlings auf einem weissen, weichen Kissen. Die Sonne scheint warm auf meine Haut; ich habe das gern und fühle mich wohl. Das Kissen ist von Grün umgeben. Halme bewegen sich. Ich versuche, nach ihnen zu greifen, aber es gelingt mir nicht. Dann erst wird mir bewusst, dass niemand bei mir ist. Sie haben mich alleine gelassen. Keines von den vertrauten Gesichtern, keine bekannte Stimme ist in meiner Nähe. Das ist ungewohnt und wundert mich, ängstigt

mich aber nicht. Ich genieße das weiche Kissen, die warme Sonne, und freue mich an den schwankenden Halmen. Nach einiger Zeit taucht eine schlanke, hochgewachsene Gestalt vor mir auf, beugt sich zu mir herunter und nimmt mich lachend hoch. Sie spricht zu mir Sätze, die mir vertraut sind, die aus ihrem Mund aber fremd klingen. Gleichwohl fasse ich schnell Zutrauen zu ihr, so als ob ich sie schon lange kennte. Dann tritt meine Mutter dazu und ich weiss, dass alles seine Ordnung hat. Es war dies meine erste bewusste Begegnung mit meiner Grossmutter aus Lothringen.

Die erste Zugreise nach Lothringen beeindruckt mich als solche gar nicht. Ich bin zu klein, um die vorbeifliegenden Bäume, Häuser und Landschaften wahrzunehmen. Was ich wahrnehme, das sind die hohen Stufen des Eisenbahnwagons, über die bei unserer Ankunft in Saarburg das Gepäck hinuntergereicht wird. Dann werde auch ich hinuntergereicht; Grand-mère, die auf dem Bahnsteig steht, nimmt mich in die Arme und drückt mich an sich, während die Mutter hinter mir aussteigt. Da ist noch die grosse Bahnhofshalle. Der Boden der Halle ist mit gelben Fliesen bedeckt, deren Einkerbungen an ein Waffelmuster erinnern. Diese gelben Fliesen gibt es hierzulande noch in anderen Bahnhofshallen; sie werden für mich zum typischen Merkmal für einen französischen Bahnhof.

Das Haus der Grosseltern ist ein stattliches Eckhaus mit vielen Fenstern. Die Grosseltern führen ein Gasthaus; oder

vielmehr Grand-mère führt es. Der Grossvater – Grandpère – bleibt eher im Hintergrund und tritt nur sporadisch ins Bild. Er liebt seine Ruhe und überlässt seiner Frau die Geschäfte. In der ersten Etage des Hauses, zu der eine steinerne Wendeltreppe hinaufführt, befinden sich die Wohn- und Schlafzimmer der Familie sowie einige Gästezimmer. Das Erdgeschoss wird fast vollständig eingenommen von der Wirtschaftsküche und einem grossen Saal mit Holztischen und Stühlen. Hier halte ich mich oft auf, während Grand-mère im Hintergrund hinter der Theke beschäftigt ist. Es kommen und gehen Gäste, denen Grand-mère Kaffee, Bier oder Wein serviert. Wenn viel Betrieb ist, vor allem an Markttagen, hilft eine Saaltochter beim Servieren.

Man spricht eine Sprache, die ich nicht verstehe. Für Grandmère scheint sie die geläufigste Umgangssprache zu sein. Sie beherrscht durchaus gutes Deutsch, wenn auch von amüsanten Fehlern durchsetzt und nicht ganz akzentfrei. Ebenso spricht sie natürlich das sogenannte Lothringer Platt, den Lothringer deutschen Dialekt, der hier fast überall gesprochen und verstanden wird. Ihre eigentliche Sprache aber ist Französisch. Mit dieser Sprache ist sie in ihrem Elternhaus aufgewachsen und sie hat sie an ihre eigenen Kinder weitergegeben, indem sie mit ihnen zuhause stets Französisch gesprochen hat. Deutsch, so meinte sie, lernen die Kinder ohnehin im wilhelminischen Reichsland und Zweisprachigkeit ist

wichtig im Grenzland. Auch mir, ihrem ersten Enkelkind, will sie unbedingt Französisch beibringen. Ich wundere mich ein wenig über ihre Hartnäckigkeit, stets mit mir in der mir unverständlichen Sprache zu sprechen. Wo sie doch auch Deutsch spricht, und das verstehe ich. Manchmal, wenn es ruhig ist im Geschäft, nimmt sie mich bei der Hand und geht mit mir in der Gaststube auf und ab, französische Kinderreime deklamierend. Oder sie setzt mich auf ihre Knie und singt mir wieder und wieder dasselbe französische Kinderlied vor. Der Klang dieser Reime und Lieder gefällt mir. Wir lachen zusammen, wenn am Ende einer Strophe in die Hände geklatscht werden muss. Ich habe meinen Spass daran; aber nie habe ich Grand-mère die Freude gemacht, auch nur eine einzige Zeile dieser französischen Reime oder Lieder nachzusprechen. All die Sätze und Wörter, die sie mir unermüdlich vorspricht, lasse ich stillschweigend an mir abgleiten. Ich nehme lediglich die Satzmelodie in mich auf, und mein Ohr muss sich damals schon für diese fremde Sprache geöffnet haben, so dass mir später der Umgang mit ihr ausgesprochen leichtfiel.

Dieses Buch erhalten Sie in der Buchhandlung Ihres Vertrauens oder direkt bei uns. Rufen Sie uns an: Telefon 040.18034925 oder schreiben Sie uns per E-Mail: timon@timonverlag.de

Die «Edition Zeitzeugen» im Timon Verlag möchte Menschen ein Forum bieten, ihre ganz persönlichen Erlebnisse während der wechselvollen Geschichte Deutschlands einem breiteren Publikum zu erzählen. Es geht dabei nicht primär um geschichtliche Fakten, sondern darum, zu zeigen, wie es den Menschen damals ging, was sie dachten, was sie fühlten. Authentischen Gefühle, die kein Historiker recherchieren kann. Gefühle, die nur derjenige erzählen kann, der sie auch erlebt hat.

Die Bücher wollen nicht nur die Menschen ansprechen, die die jeweilige Zeit erlebt haben, sondern vor allem auch deren Kinder und Enkel, die mehr über das Leben und die Zeit ihrer Eltern und Grosseltern erfahren möchten als in Schulbüchern steht.

Wir freuen uns immer über eingesandte Manuskripte zum Thema. Schicken Sie uns Ihr Manuskript, wir werden es eingehend prüfen und uns bei Ihnen melden.

TIMON VERLAG Timon Schlichenmaier

Woyschweg 52 | 22761 Hamburg

Telefon 040.18034925

E-Mail: timon@timonverlag.de

www.timonverlag.de



Anita Häussermann: Grand-mère. Die Geschichte und die Geschichten meiner lothringischen Großmutter

ISBN 3 938335 05 X

EURO 15,80

320 SEITEN, MIT 29 FOTOGRAFIEN UND ABBILDUNGEN, BROSCUR

Anita Häussermann erzählt spannend und ergreifend die Geschichte und die Geschichten ihrer lothringischen Großmutter, die von 1869 bis 1955 lebte – mal als Deutsche, mal als Französin.



Gerhard Bopp: Kriegstagebuch. Aufzeichnungen während des II. Weltkrieges 1940–1943

ISBN 3 938335 02 5

EURO 19,90

224 SEITEN, MIT 258 ORIGINAL-FOTOGRAFIEN, FESTEINBAND MIT ZEICHENBAND

Ein erschütterndes Zeitdokument wider das Vergessen, das durch die zahlreichen Fotografien des Autors noch intensiver erlebbar wird.



Rudolf Stützel: Feldpost. Briefe und Aufzeichnungen eines 17-Jährigen 1940–1945

ISBN 3 938335 03 3

EURO 19,90

224 SEITEN, MIT 16 FOTOGRAFIEN UND ABBILDUNGEN, FESTEINBAND MIT ZEICHENBAND

„In meinem Buch geht es mir vor allem auch um eine Mahnung an jede Generation der Jugend. Auf daß es nie wieder geschehe.“ *Rudolf Stützel*